
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

November 11/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz

„Wir müssen das wollen ...“

Über das Mentoring-Programm zur Steigerung des Anteils
von Frauen in kirchlicher Führung

Michael Fischer

**Erfahrungen mit ehrenamtlicher Begleitung in der
Krankenhausseelsorge**

Was denken die Hauptamtlichen?

Alexander Saberschinsky

Brechung

Anregungen für die Messfeier durch Leonard Bernstein

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
„Manchmal reicht schon wenig, um die Hoffnung zurückzugeben“	322
<hr/>	
Christiane Bongartz	
„Wir müssen das wollen ...“	
Über das Mentoring-Programm zur Steigerung des Anteils von Frauen in kirchlicher Führung	323
<hr/>	
Markus Roentgen	
Denker der Subtilität (= fein, differenziert, verwoben)	
P. Johannes Duns Scotus ofm	328
<hr/>	
Martin Patzek	
Wider die lähmende Traurigkeit	
Schreiben von Papst Franziskus an die Priester zum 160. Todestag des Pfarrers von Ars vom 4. August 2019	332
<hr/>	
Michael Fischer	
Erfahrungen mit ehrenamtlicher Begleitung in der Krankenhauseelsorge	
Was denken die Hauptamtlichen?	337
<hr/>	
Dietmar Jordan	
Schöpfung erfahren – aus Erinnerung lernen – Menschenwürde achten	
Die Seelsorge im Nationalpark Eifel + Vogelsang	340
<hr/>	
Alexander Saberschinsky	
Brechung	
Anregungen für die Messfeier durch Leonard Bernstein	344
<hr/>	
Rezensionen	
Hermann-Josef Frisch: Lieber Karl Marx – lieber Papst Franziskus	350
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

das Thema „Frau in der Kirche“ ist ein beherrschendes Gesprächsthema. Selten nahm es dabei so konkrete und mediale Öffentlichkeit wie Kirchenvolk und Kirchenführung in Reaktion versetzende Formen an wie durch Maria 2.0. Doch auch unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit tut sich einiges in diesem Bereich. **Dr. Christiane Bongartz**, seit fast einem Jahr Direktorin der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen, hat z. B. am sog. Mentoring-Programm zur Steigerung des Anteils von Frauen in kirchlicher Führung teilgenommen. Was es damit auf sich hat, wer dahintersteht, was es an Gutem zu sagen und an Kritischem zu äußern gibt, fasst die Autorin aus eigenem Erleben und in grundsätzlicher Betrachtung zusammen.

Wenn gerade von „medialer Öffentlichkeit“ gesprochen wurde, so gilt nicht selten, dass hier öfters „grobes Holz gehackt“ wird. Für Differenziertheit oder gar Subtilität ist da wenig Raum, weil es medial so schlecht zu transportieren ist, besonders wenn es um Verkaufszahlen und Quoten geht. Unter solchem Druck stand der Selige Duns Scotus (1266–1308) nicht. Der leibhaftige Europäer, dessen Leben sich mit Schottland, England, Frankreich und Deutschland (Köln) verbindet, ist als „doctor subtilis“ in die Theologiegeschichte eingegangen. Was sich hinter seinem „subtilen“ Denken verbirgt und was es in concreto bedeutet, darauf lenkt **Dipl.-Theol. Markus Roentgen**, Referent für Spiritualität im Generalvikariat Köln, das Nach-Denken der Gedanken dieses großen Kirchengelehrten, der z. B. gegenüber Thomas von Aquin deutlich eigene Wege ging.

Prälat Dr. Martin Patzek aus dem Bistum Essen, Caritaswissenschaftler und seit einigen Jahren zuverlässiger Lese-Guide durch aktuelle Papstverlautbarungen, führt durch das erst im August veröffentlichte Schreiben von Papst Franziskus an die Priester zum 160. Todestag des Pfarrers von Ars. Die Überschriften markieren die Pole, zwischen denen es sich bewegt: „Schmerz“ und „Lobpreis“. Letzterer greift in seiner Suche nach Verwurzelung weit zurück: auf Maria. Ersterer braucht nicht lange nach einem Anlass zu suchen. Der Blick in die Gegenwart reicht.

Vom Klerus und den Hauptamtlichen in der Seelsorge geht es weiter zum Thema Ehrenamt. Das Verhältnis beider im Arbeitsfeld der Krankenhausseelsorge war Gegenstand einer Studie, die **Prof. Dr. Michael Fischer** vom Referat Leitbildkoordination/Qualitätsmanagement der St. Franziskus-Stiftung Münster in ihrem Ergebnis vorstellt.

2016 war er schon einmal Thema im Pastoralblatt – der Nationalpark Eifel + Vogelsang im Bistum Aachen. Ging es damals um die Vorstellung des Projektes an sich, betrachtet es jetzt der im Nationalpark mitarbeitende **PR Dietmar Jordan** unter der Leitkategorie des „Ander-Ortes“ in Verbindung mit Seelsorge. Der Gesamtansatz scheint sich herumgesprochen zu haben, denn auch das Bistum Trier ist mittlerweile im Nationalpark Hunsrück-Hochwald aktiv.

Den Schlusspunkt setzt diesmal eine „Brechung“: eine Betrachtung der Messfeier im Prisma einer „Mass“ genannten Komposition für Solisten, Chor und Orchester von Leonard Bernstein. Spannende Einsichten liefert **Prof. Dr. Alexander Saberschinsky**, Liturgiereferent im Erzbistum Köln mit mehreren Lehraufträgen im Fach Liturgiewissenschaft an theologischen Hochschulen.

Möge Ihnen die Lektüre die manchmal trüben Novembertage aufhellen, wünscht von Herzen

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Uta Raabe

„Manchmal reicht schon wenig, um die Hoffnung zurückzugeben“

„Aller guten Dinge sind drei“ lautet eine geläufige Redensart. In diesem Jahr wird zum dritten Mal der von Papst Franziskus ausgerufene „Welttag der Armen“ begangen. Welttage können es in sich haben, weil am gleichen Tag an unzähligen Orten Menschen sich für das Gleiche einsetzen.

Im vergangenen Jahr nahm die Anregung zum Welttag der Armen in der St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin in besonderer Weise Gestalt an: In der leeren Kathedrale entstand mit der Gemeinschaft Sant'Egidio und unter Mitwirkung von über hundert Helfern und Helferinnen ein Ort der Gastfreundschaft, an dem Mahlgemeinschaft auf ganz andere Weise erlebt wurde. Mehr als dreihundert Menschen kamen mit einer persönlichen und schriftlichen Einladung zum gemeinsamen Festmahl zusammen, aßen und sprachen miteinander und erlebten, dass Essen mehr ist als Nahrungsaufnahme. So schreibt auch Papst Franziskus in seinem diesjährigen Wort zum Welttag der Armen: Was die Armen „wirklich brauchen, geht über die warme Mahlzeit oder das Sandwich hinaus, das wir ihnen anbieten. Die Armen brauchen unsere Hände, damit sie aufgerichtet werden, unsere Herzen, damit sie von neuem die Wärme der Zuneigung spüren, und unsere Gegenwart, um die Einsamkeit zu überwinden. Sie brauchen

Liebe, ganz einfach.“ Es war ein Fest der Begegnung, bei dem die Wertschätzung des anderen vor allem anderen stand.

Auch wenn es „nur“ ein gemeinsames Gastmahl war, so war es doch ein Anfang. Denn über das Essen hinaus erleben Menschen ein klein wenig Trost und Hoffnung. Es wurden Kontakte geknüpft und Beziehungen aufgebaut. Es war eine Gelegenheit, „bei jedem armen Menschen, dem ihr begegnet, das zu suchen, was er wirklich braucht“ und „nicht bei der ersten materiellen Notwendigkeit stehen zu bleiben.“

Doch: Wer sind die „armen Menschen“ in Deutschland? Wer will sich schon gerne als arm bezeichnen oder gar bezeichnen lassen? Armut anhand des - fehlenden - Einkommens zu definieren, reicht sicherlich nicht aus. Armut hat viele Gesichter und zeigt sich in vielen Entbehrungen: beim Wohnen, bei Gesundheit, materiellen Gütern oder sozialer Teilhabe.

Doch eigentlich geht es gar nicht um die Frage der Definition. Es geht um die Zuwendung zum Anderen, ihm das zu schenken, was er am nötigsten braucht: materielle Hilfen oder immaterielle Unterstützung. Letzteres ist oft die viel größere Herausforderung: Beziehungen aufbauen und Armut lindern.

Der Welttag der Armen kann neu ins Bewusstsein rufen, dass es notwendig ist, „gerade in einer Zeit wie der unseren, die Hoffnung wiederzubeleben und das Vertrauen wiederherzustellen“ (Papst Franziskus). Und so lautet sein Aufruf: „Ich bitte alle christlichen Gemeinschaften und alle, die das Bedürfnis verspüren, den Armen Hoffnung und Trost zu bringen, sich dafür einzusetzen, dass dieser Welttag in vielen den Wunsch nach einer tätigen Mithilfe stärke, damit es niemand an Nähe und Solidarität fehlt.“

Aller guten Dinge sind drei - in der Hoffnung dass die Impulse, die von diesem Tag ausgehen „drei mal drei mal drei hoch n“ werden.

Christiane Bongartz

„Wir müssen das wollen ...“

Über das Mentoring-Programm zur Steigerung des Anteils von Frauen in kirchlicher Führung

Einleitung

Ich empfehle Ihnen, diesen Text zu lesen. Gerade auch wenn Sie ein Mann sein sollten. Und auch wenn Sie keine „Karriere“ anstreben – ebenso wie wenn Sie gerade doch davon träumen. Und die Leseempfehlung gilt sogar dann noch, wenn Sie insgesamt derzeit an Ihrer Kirche verzweifeln sollten, aus welchen Gründen auch immer, das soll ja vorkommen.

Denn es geht darin um alles: Um Mann sein und Frau sein in der Kirche. Es geht um Solidarität und Karriere, um Führung, Leitung, Frust, Motivation, Energie und Wut.

Ich habe das Mentoring-Programm zur Steigerung des Anteils von Frauen in kirchlicher Führung im vergangenen Jahr (Juni 2018 - Juni 2019) absolviert, als Mentee im Bistum Aachen. Damals war ich noch als Pastoralreferentin in der Fachstelle für Exerzitienarbeit tätig. Nach meiner Aufnahme ins Programm bewarb ich mich um eine Stelle als Führungskraft, die ich dann im November 2018 antreten konnte.

Diesen Artikel schreibe ich, weil ich das Mentoring-Programm aus meiner Erfahrung als Mentee heraus würdigen möchte – und weil als promovierte Theologin und erfahrene „Frau in Kirche“ diese Würdigung und Einordnung kritisch ausfallen muss.

Was ist eigentlich Mentoring?

Der englische Begriff „Mentoring“ bezeichnet eine institutionalisierte (und kostengünstige) Form der Personalentwicklung,

bei der eine Mentee (in der männlichen Form: der Mentee) durch einen Mentor/ eine Mentorin systematisch begleitet wird.

Kurz gesagt: Ein Unternehmen denkt über die weitere Existenz nach und erkennt: Wir brauchen Nachwuchs. Es stellt junge Arbeitskräfte ein und lässt sie durch erfahrene Mitarbeiter/innen begleiten. Damit garantiert es mit relativ geringem Aufwand eine gewisse Kontinuität, aber eben auch Innovation und Fortschritt, da das Tandem aus Mentor/in und Mentee sich im Idealfall gegenseitig weiterbringt.

Die Idee des Mentorings ist älter als das Christentum: Älter, klug und wohlwollend sein, das zeichnet einen Mentoren aus, und das schon seit der Erzählung des Homer in der griechischen Antike, der Odyssee, in der der Sohn des Odysseus, Telemachos, in der Obhut von Mentor verbleibt, als sein Vater in den Krieg ziehen muss. Interessanterweise schlüpfte der Erzählung zufolge auch die Göttin Athena immer wieder in die Gestalt von Mentor. Sie war als Göttin der Weisheit, der Strategie und des Kampfes eine sicher äußerst geeignete Mentorin.

In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde das Mentoring als ein erfolgversprechendes Konzept zunächst in den USA gehandelt. Seit den 90er Jahren kennt man das Mentoring in Deutschland, wo es regelrecht boomte.

Es kann auch ein Instrument zur Förderung von Frauen sein, z.B. um mehr Geschlechtergerechtigkeit auf der Führungsebene zu erzielen. Je nach Programm richtet sich das Mentoring aber eben auch häufig an Nachwuchskräfte und kann helfen, Erfolgsbarrieren zu überwinden, die sowohl in der eigenen Rolle und im eigenen Verhalten zu finden sein können als auch natürlich in den Mechanismen des Unternehmens.

Mentoring funktioniert dann, wenn Mentee und Mentor gut miteinander arbeiten können und Systeme dieses Modell als Entwicklungsschritt wollen. Flankierende Seminare und Netzwerktreffen unter den Mentees ergänzen die Programme.

Gerade in Programmen, die geschlechtsbezogen wirken wollen, stellen sich Fragen

nach geschlechterspezifischen Denkmustern sowie unterschiedlichen Kommunikationsstrategien und Lebenswelten.

Wann ist ein/e Mentor/in geeignet und gut, jenseits eines Idealbildes?

Drei Aspekte werden hier immer wieder genannt: Man entscheidet sich dazu, Nachwuchs zu fördern und mit ihm zusammenzuarbeiten. Gut ist es, wenn ich mich erinnern kann, wie es mir selbst gegangen ist und wie ich selbst gefördert wurde.

Man will sich selbst weiterentwickeln und ist offen für neue Projekte, denn als Mentor profitiert man auch von der Tandem-Zusammenarbeit.

Und man möchte das Unternehmen erfolgreicher machen. Das Programm lebt ja vom eigenen internen Wissen; es ist gelebtes Wissensmanagement.

Die Voraussetzungen für eine/n Mentee sind vergleichbar. Die anvisierte eigene berufliche Weiterentwicklung, die Leidenschaft für das Unternehmen und eben die Bereitschaft, das eigene Können sichtbar und besprechbar zu machen, zeichnen einen guten Mentee aus.

Mentoring und Kirche: Rahmen und Arbeitsweise

Seit 2012 vergibt die Deutsche Gesellschaft für Mentoring Zertifikate für geprüfte Mentoring-Programme – auch das Programm des Hildegardis-Vereins, um das es hier geht, ist zertifiziert.

Innovative Mentoring-Programme und akademische Frauenförderung bilden die Grundpfeiler der Arbeit des Hildegardis-Vereins in Bonn. Der Verein wurde 1907 durch die Aachener Lehrerin Maria Schmitz gegründet, die eine der ersten weiblichen Studierenden an der Universität in Münster war. Namenspatronin des Vereins ist Hildegard von Bingen.

Dieser Verein aus Bonn erarbeitete in unzähligen Kontakten mit den verschiedenen Bistümern und in Beratungen in der Frauenkommission der Deutschen Bischofskonferenz ein Konzept, aus dem das bisher

weltweit erste und einzige Mentoring-Programm in der katholischen Kirche mit dem Ziel der Steigerung des Anteils von Frauen in Führungspositionen hervorging.

Sie nennen es „Kirche im Mentoring – Frauen steigen auf“, um zum Ausdruck zu bringen, dass ein solches Programm immer systemisch wirkt und damit kulturell eine Veränderung begonnen hat, die zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in der Personal- und Organisationsentwicklung führen wird.

Seit dem Sommer 2016 haben fast 100 Frauen als Mentees den jeweils einjährigen Prozess durchlaufen, aus insgesamt 23 deutschen Diözesen und katholischen Hilfswerken.

Weitere Durchgänge sind konkret geplant.

Jede Mentee wird von einer erfahrenen Führungskraft über ein Jahr begleitet und auf Leitungsaufgaben vorbereitet. Die Mentorinnen und Mentoren öffnen ihre Netzwerke, stehen beratend zur Seite und zeigen, wie sie in ihren jeweiligen Positionen arbeiten und das Berufsleben verstehen.

Die Mentees haben zudem die Aufgabe, im Rahmen des Mentorings ein Projekt durchzuführen, in dem sie ihr Führungshandeln erproben und reflektieren können.

In meiner Gruppe gehörte die Präsentation dieser Projekte am Ende des Jahres zu den Highlights, weil hier die geballte Innovationsenergie im Raum spürbar war und hinter den sehr unterschiedlichen, manchmal sehr ernsthaft, manchmal witzigen, immer couragierten und gesellschaftlich-relevanten Themen eine große Leidenschaft für die eigene Arbeit sichtbar wurde.

Regelmäßige Treffen der Mentees im eigenen Bistum (jeweils unterschiedlich verortet, manche Bistümer haben Frauenkommissionen eingerichtet, andere laden interessante Gäste zu Kamingesprächen ein, etc.), und in den durch das Programm vorgesehenen Intervisionstreffen der Mentees benachbarter Bistümer stärken die persönliche Verbundenheit und fachliche Beratung der Mentees untereinander.

Die drei flankierenden jeweils dreitägigen Seminare während des Jahres haben eben-

falls zur Netzwerkbildung beigetragen und enthielten jeweils Bildungselemente und die Gelegenheit zur Reflexion und weiteren Orientierung auf dem beruflichen Weg.

Die Anfangserzählung – ein neues Gesicht

Wir sind bei der Kirche daran gewöhnt, alles auf ein legitimierendes Schriftwort zurückzuführen. Oder auf ein möglichst schwergewichtiges Zitat, das Bedeutsamkeit unterstützt. Auch die Geburtsstunde des Mentoring-Programms wird so überliefert, und wieder und wieder erzählt, vermutlich weil es für viele wie ein Wunder anmutet.

Im Jahr 2013 wurde durch die Deutsche Bischofskonferenz „Das Zusammenwirken von Frauen und Männern im Dienst und Leben der Kirche“ erklärt.¹ Hierin wird u.a. das Ziel benannt, den Anteil von Frauen in kirchlichen Leitungspositionen zu erhöhen.

Weil gemischte Teams aus Frauen und Männern „kreativer und zielorientierter“ arbeiten und die Frauenförderung positiv auf die gesamte Kirche wirken kann, gilt:

„Die Kirche kann es sich nicht leisten, auf die Kompetenzen und Charismen von Frauen zu verzichten. (...) Wir werden daher verstärkt nach Möglichkeiten suchen, den Anteil von Frauen in Leitungspositionen weiter zu erhöhen. Die Entwicklungen in diesem Bereich werden wir in fünf Jahren erneut prüfen.“²

Wir haben hier also einen Bedarf, eine Suche, einen Wunsch, eine Absichtserklärung, auf die der Hildegardis-Verein eine Antwort anbot.

Der Hildegardis-Verein erklärt souverän: „Wir freuen uns, dass die Deutsche Bischofskonferenz das Programm empfohlen hat. Es dient als Baustein zur Umsetzung der Ziele der Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz „Das Zusammenwirken von Frauen und Männern im Dienst und Leben der Kirche“ anlässlich der Frühjahrsvollversammlung 2013“ – so zu fin-

den auf der Homepage des Programms www.kirche-im-mentoring.de.

Die Anchlusserzählung – ein verändertes Gesicht

Fünf Jahre später. Am 11.10.2018, spricht Kardinal Reinhard Marx, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, in Rom auf der Jugendsynode weitere Worte.

Ausgehend von der „Wut junger Menschen angesichts von ... Diskriminierung von Frauen“ kommt er auf die Selbstverpflichtung der deutschen Bischöfe zu sprechen, „den Anteil von Frauen an den Führungspositionen in der Kirche, die allen Laien zugänglich sind, deutlich zu erhöhen, die Teilhabe von Frauen (und Laien insgesamt) an den Leitungsaufgaben der Kirche theologisch und pastoral weiter zu klären und eine geschlechtersensible Pastoral in Theologie und Praxis zu fördern.“

Er erwähnt des Weiteren das Mentoring-Programm und leitet dann über zur Studie „Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz“ (2018). Da ein Ergebnis der Studie sei, dass „klerikale Strukturen und eine klerikale Amtsführung in der katholischen Kirche zu dem massiven sexuellen Missbrauch und dessen Vertuschung in der Kirche beigetragen haben“, kommen an dieser Stelle die Frauen ins Spiel: „Frauen in kirchlichen Führungspositionen tragen entscheidend dazu bei, geschlossene klerikale Zirkel aufzubrechen.“

Etwas weiter: „Und wir müssen um der eigenen Glaubwürdigkeit willen, Frauen auf allen Ebenen der Kirche, von der Pfarrei bis auf die Ebenen von Bistum, Bischofskonferenz und auch im Vatikan selbst, noch weitaus mehr an Führungsaufgaben beteiligen. Wir müssen das wirklich wollen und auch umsetzen!“

Auf der Frühjahrsvollversammlung 2019 in Lingen veröffentlichten die Bischöfe ihre Selbstverpflichtung, den Anteil von Frauen

in Leitungspositionen auf ein Drittel und mehr zu erhöhen und die Entwicklungen erneut in fünf Jahren zu überprüfen

Die faktisch gute Entwicklung wird etwas gedämpft durch die zitierten Gründe, die ahnen lassen, dass die Weitererzählung der Geschichte drohen könnte aus dem Ruder zu laufen. Die Gründe für die Frauenförderung wirken wahllos und gleichzeitig in ihrer Schwere erschlagend. Dabei reicht der eine, vielen Menschen selbstverständliche Grund - die gleichwertige Menschenwürde von Mann und Frau - völlig aus, statt die Frauenförderung mit überzogenen Erwartungen und kaum reflektierten Zusammenhängen zu befrachten.

Birgit Mock dagegen bleibt konkret. Die Geschäftsführerin des Hildegardis-Vereins und Koordinatorin des Mentoring-Projekts, hat in einem Pressegespräch im März 2019 bei der Frühjahrs-Vollversammlung der DBK über die Studie zu Frauen in Leitungspositionen gesprochen.

Ihr Zwischenfazit lautet: Das erfolgreiche Mentoring-Programm fördert die Frauen und die Kirche. Die Frauen werden sichtbar. „Sie befassen sich intensiv mit Führungsvorbildern, Führungsqualitäten und Führungsmodellen. (...) Damit bin ich bei der Kirche. Sie begründet in dem Programm einen Pool von qualifizierten Nachwuchskräften in einer Zeit des Fachkräftemangels. Das Programm trägt zu einer pluralistischen Organisationskultur bei, die Vielfalt schätzt. Das erleben wir insbesondere durch die männlichen Mentoren, die am Ende des Mentoring-Jahres selbst zu Botschaftern einer geschlechtergerechten Führungskultur geworden sind.“ Kurz gesagt: „Das Mentoring wirkt systemisch, kulturell und nachhaltig. Es fördert die teilnehmenden Frauen und verändert das Gesicht der Kirche.“³

Die Erzählungen der Zukunft

Wie die Geschichte dieses kleinen Projektes mit großer Schlagkraft weitererzählt wird, liegt an uns allen.

Auf der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz findet sich das Programm noch nicht, nur über die Suchfunktion stoße ich auf Pressemeldungen des Hildegardis-Vereins. Auch die Bistümer werben weitgehend nicht offensiv für ihr Programm.

Aber es gibt jetzt Orte und Gruppen, wo Frauen als Führungskräfte in der Kirche nicht nur dabeisein dürfen, sondern die für sie geschaffen wurden.

Dies verändert die Menschen und damit auch die Institution.

Neue Chancen für viele Einzelne haben sich ergeben und konnten realisiert werden.

Tandem-Beziehungen und Netzwerke konnten geknüpft und tragfähig gemacht werden, überdiözesan und im eigenen Bistum, sowohl für Frauen als auch als Netzwerke zwischen Führungskräften beider Geschlechter, allerdings fast immer ohne die Teilnahme von Kollegen mit Weihe.

Wie kann man weitererzählen? Einige Fragen bleiben mir:

- a. Für eine weitere Erzählung brauchen wir unbedingt „Texte“ von Frauen. Wir sind daran gewöhnt, dass Männer über Frauen sprechen und schreiben. Sollte nicht die Kultur, in Dokumenten zu sprechen, Texte auf Texte folgen zu lassen, dazu führen, den Texten von Männern auch vermehrt Texte von Frauen an die Seite zu stellen, auf dass auch ihre Sichtweise ins Wort gebracht und zitierfähig wird?
- b. Das beschriebene Mentoring-Programm verbindet die Förderung von Noch-Nicht-Führungskräften (die Frauen sind) mit der Förderung von Frauen, weil sie Frauen sind und damit in der Kirche (wie in vielen anderen Firmen) strukturell benachteiligt werden. Hier liegt eine Unschärfe in der Begrifflichkeit des „Mentoring“, die zumindest konzeptionell berücksichtigt werden muss. Zum einen sind strukturell Benachteiligte nicht per se uner-

- fahren und weiterbildungs „bedürftig“. Zum anderen ploppt die Frage nach der strukturellen Benachteiligung von nicht geweihten Männern unweigerlich zusätzlich auf, und deren Grad von Benachteiligung im Verhältnis zur doppelten Benachteiligung von Frauen.
- c. Wie lernt man Leitung? Welche Führungstheorien werden vermittelt? Muss nicht ausdrücklich von hierarchischen Konzepten Abstand genommen werden, um auch hier „Aufbruch“ zu erzielen? Wie können theologische und zeitgemäße Konzepte ineinandergreifen? Auch dieser Frage wollten die Bischöfe seit 2013 nachgehen – greift auch hier das Konzept des Mentorings oder bräuchte es da ein ergänzendes Instrument?
 - d. Ich kenne keine genauen Zahlen, aber in meiner Wahrnehmung haben nur sehr wenige Theologinnen teilgenommen. Müsste nicht der Anteil von Theologinnen gezielt erhöht werden, oder brauchen sie gar ein anderes Programm, da sie ja einerseits durch das Theologiestudium mit der qualitativ gleichen Ausbildung wie Priester mit anderen Voraussetzungen kommen? Wie entwickelte sich eine Kirche weiter, wenn theologisch gebildete Führungskräfte nur im Weiheamt zu finden wären?
 - e. Kann Kardinal Marx sich wünschen, dass Klerikalismus durch Frauen in Führungspositionen aufgebrochen wird, ohne gleichzeitig die zementierte Decke hin zum Weiheamt zu öffnen? Wie sollen Frauen denn in die „Zirkel“ hineinkommen?
 - f. Die katholische Kirche kennt die Mentoring-Idee auch aus dem geistlichen Leben: Eine geistliche Begleitung ist i.d.R. älter, wohlwollend und erfahren. Könnte nicht ein Austausch zwischen diesen beiden Modellen fruchtbar zur Weiterentwicklung beider Rollen (Mentor/in und Begleiter/in) sein?
 - g. In vielen Firmen hat sich das Mentoring weiter entwickelt. Sollten nicht Elemente wie das Cross-Mentoring (Mentor/in und Mentee kommen aus unterschiedlichen Organisationen) und vor allem das Reverse-Mentoring (junge Mitarbeiter/innen übernehmen die Rolle des Mentors/der Mentorin für den älteren Mitarbeiter) überdacht und übernommen werden? Könnte nicht damit eben nicht nur die Kontinuität, sondern auch die Innovation mehr gefördert werden?

Schluss: Spannungen und Paradoxien

Der Beitrag des Mentoring-Programms zur Entwicklung der katholischen Kirche ist unbestritten wichtig und führt zu mehr Diversität, mehr Geschlechtergerechtigkeit und mehr Pluralisierung. Und zu dem, was Rainer Bucher in einem Vortrag gegenüber den Mentees „repräsentative Sichtbarkeit“ nennt: „Viele von Ihnen widerlegen schlicht durch Ihre Existenz und Kompetenz patriarchale Stereotypen.“

Es war alternativlos, genau dieses Programm einzusetzen, und es ist gleichzeitig paradox.

„Wenn eine deutlich frauendiskriminierende Institution Frauen für Führungspositionen fördern lässt, dann ist sie entweder außerordentlich selbstwidersprüchlich, oder ziemlich verzweifelt, oder einigermaßen raffiniert. Das Spezifische im Falle der katholischen Kirche besteht nun darin, dass sie in Sachen Geschlechterdifferenz alles drei ist: außerordentlich selbstwidersprüchlich, ziemlich verzweifelt und einigermaßen raffiniert“ (Rainer Bucher, in einem Vortrag zum Abschluss des Mentoring-Durchgangs in Münster, 2017)⁴.

Aus dieser Paradoxie kann sich die Kirche durch das Mentoring nicht herausmanövrieren. Sie ist Kennzeichen des Katholischen heute, dessen Belastung und Schmerz viele Menschen in der Kirche in ihrer Person auffangen und aushalten, auf eigenes Risiko.

Situative, aufrüttelnde, kleine und große Aktionen, Projekte und Programme wie das Mentoring-Programm tragen dazu bei, dass immer mal wieder für viele die Luft zum Atmen mehr wird, und die Lust an der Arbeit in dieser Kirche und an der Botschaft der Barmherzigkeit (statt Macht), die uns daran erinnert, wozu wir einander als Menschen verpflichtet sind.

Anmerkungen:

- 1 <https://www.kirche-im-mentoring.de/files/uploads/mentoring-frauen-kirche/PDFs/2013-038-Anlage-1-Pressbericht-FVV-Trier.pdf> (10.8.2019).
- 2 21.02.2013 038 – Anlage 1: Erklärung zum Abschluss des Studententages „Das Zusammenwirken von Frauen und Männern im Dienst und Leben der Kirche“.
- 3 Statement von Birgit Mock (Bonn), Geschäftsführerin des Hildegardis-Vereins und Koordinatorin des Projekts „Mentoringprogramm für Frauen“, im Pressegespräch „Studie Frauen in Leitungspositionen“ zur Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 12. März 2019 in Lingen.
- 4 <https://www.kirche-im-mentoring.de/files/uploads/mentoring-frauen-kirche/PDFs/Vortrag%20Bucher%20Mentoringprojekt%20Münster.pdf>.

Markus Roentgen

Denker der Subtilität (= fein, differenziert, verwoben)

P. Johannes Duns Scotus ofm

Leben

Geboren um 1266 in Duns (Schottland); 1291 ordiniert in den Franziskanerorden als Priester; gestorben nach Lern- und Lehr-Stationen in Cambridge, Oxford und Paris am 8. November 1308 in Köln; begraben in der Minoritenkirche, in der auch Adolph Kolping begraben ist.

Begründer der Denkrichtung des Scotismus, in welcher subtil Lehren des Aristoteles und des Augustinus und der Franziskanerspiritualität verbunden sind; deshalb „*doctor subtilis*“ genannt. Er misstraute allen unbefragten Autoritäten, und prüfte, subtil, alle Argumente mittels kritischer Vernunft.

Er wertet Glauben, Wille und Wollen, Liebe und Lieben höher als Wissen und Vernunft; trennt als einer der ersten stärker zwischen Philosophie und Theologie. Am 20. März 1993 wird er feierlich von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen, nachdem die Seligsprechung durch päpstliches Dekret bereits 1991 anerkannt wurde für die gesamte römisch-katholische Kirche, er jedoch lokal und im Orden schon viele Jahrhunderte lang Verehrung erfahren hatte. Es gibt ein Scotus-Relief (aus dem Domjubiläumsjahr 1948) am Südportal des Kölner Domes, geschaffen von Ewald Mataré, das im Rahmen der Darstellungen der 7 Gaben des Heiligen Geistes ihm den *Verstand* zuweist.

Wilhelm von Vorillon fasst sein Leben um 1430 in Kürze wohl geformt zusammen: „Am Anfang hat Schottland dich geboren, später hat England dich gelehrt, wo du als erstes über das Sentenzenbuch gelesen hast, dann hat Frankreich dich erneut aufgenommen, doch bewahrt dich im Grab Köln.“

Sein Werk (in der Hauptsache Kommentare zu den Sentenzen des Petrus Lombardus, zu Aristoteles, zur Logik und Metaphysik), ist vielfach unabgeschlossenes Fragment, wird erst seit 1950 kritisch und systematisch ediert.

Werk und Denken

Vorgestellt werden soll ein Kerngedanke des Duns Scotus, der weit reichende Folgen hat, auch für den Kern von Spiritualität: Die Entdeckung des *Willens*, der, im Gegensatz zu Thomas von Aquin, als maßgeblicher erachtet wird als die Vernunfterkennnis. Daraus erschließt sich eine Hochwertung *menschlicher Freiheit* und *Notwendigkeit* und darin eine Bejahung unserer *Kontingenz* (Endlichkeit und Sterblichkeit), die in der Denkgeschichte bis zu Scotus und weit darüber hinaus einzigartig ist. Sie ist auch franziskanisches Erbe (vgl. den Sonnengesang des Franziskus und das ihm zugeschriebene „Von der vollkommenen Freude“).

Unseren Willen, unser Wollen denkt Scotus elementarer, weiter und transzendenter als alles, was Vernunfterkennnis leisten kann. „Den Kern seines Denkens wie auch seiner Frömmigkeit bildet die feste Überzeugung, daß in den Fragen bezüglich unseres Endes und unseres ewigen Fortlebens die gelehrtesten und klügsten Leute durch die natürliche Vernunft so gut wie nichts erkennen können. (Denn) für die Ungläubigen zeigt die rechte Vernunft, wie sie sich selbst erscheint, daß das natürliche Verhältnis die Sterblichkeit des Leibes wie der Seele sei“ (Arendt/ Scotus S. 358). Vernunfterkennnis findet im radikalen Nichtwissen ihren je größeren Meister. „Der Verstand ... ist

dienende Ursache des Willens“ [Intellectus est causa subserviens voluntatis] (Arendt/ Scotus S. 356).

Unser freies Wollen jedoch kann den Bereich der Erfahrung, des Vernunftmöglichen weit übersteigen. Wir sind schonungslos Zeit, Sterblichkeit, und dies radikal; jedoch es gibt dieses Unendliche, dieses Unbedingte und Übersteigende im Wollen, es gibt im Willen des Möglichen und Menschenunmöglichen dieses Wunder des über und über alle dem, was ist und Verstandesleistung im Menschen kann (im Besten der Gottrede eine Art geläutertes Wünschen). Das Wunder des menschlichen Geistes in seinem Willen besteht darin, alles transzendieren (übersteigen) zu können [„voluntas transcendit omne creatum“] (vgl. Arendt/ Scotus S. 366). Und Scotus treibt die Frage, welche Kraft es im Menschen als radikal Sterblichem ist, die es diesem absolut endlichen Wesen vorstellbar macht, sich Unendliches vorzustellen und „GOTT“ nennen zu können. Es ist unser Wille!!!

Zugleich erlöst unser Handeln den Willen aus seiner unendlichen Möglichkeitswahl („soll ich dies tun oder lassen, oder jenes, oder dieses...“). In jeder Handlung aus freier Wahl (und dazu ist der Mensch laut Scotus unbedingt befähigt) schaffe ich Notwendigkeit, denn das Wirkliche, das Gewirkte und Getane lässt sich nicht mehr wegdenken oder wegwollen.

Handlungen schaffen Notwendigkeit; sie sind abgeschlossen in der Geschichte *da* (in aller Ambivalenz – Kriege und Kunstwerke, Liebesakte, Zerstörungsakte). Sie verlassen das Zufällige und Mögliche und Endliche und Kontingente, weil sie nicht ungeschehen gemacht werden können. Zugleich sind sie weder unvermeidlich, noch notwendig im Sinne des Ewigen, denn alles geschieht im Rahmen von radikaler Kontingenz in allem Seienden. Handlungen sind zwar, im Vollzogenensein, notwendig, weil irreversibel (jetzt und jetzt und jetzt), ereignen sich aber in der radikalen Kontingenz von allem durchwaltender Zeitlichkeit.

Scotus schreibt sogar, es sei ein Zeichen des wahren Christen, zu sagen, „Gott hand-

le kontingent" (wenn er sich in Geschichte und Zeit in Offenbarung als Geschichte äußert, geschieht dies in Wort und Fleischwerdung unter den Bedingungen von Zeitlichkeit und Kontingenz). Gott ist im Wollen unendlich frei, doch so Gott handelt, wirkt, so ist er kontingent. „Gott handelt kontingent ... frei und kontingent“ (Arendt/Scotus S. 367).

„Wer leugnet, daß einiges Seiende kontingent ist“, sagt Scotus, „der sollte so lange gefoltert werden, bis er zugibt, es sei möglich, daß er nicht gefoltert werde“ (vgl. Arendt/Scotus, S. 270).

Diese Kontingenz ist der Preis der Freiheit, den Scotus mit Freude zahlt. Es ist die Freiheit, die den Menschen auch, mit einer gewissen Befriedigung, etwa Gott hassen lässt (zumindest meint der Mensch dies). Es wird ihm in der Autonomie seines Willens nicht genommen, auch solches zu wollen. Auch wenn diese Quelle des Bösen ist, Scotus will diese Freiheit nicht missen, so, wie auch Kontingenz von ihm positiv gesehen wird. Denn der freie Wille schafft in der Kontingenz des Handelns notwendige geschichtliche Tatsächlichkeit, dass sich etwas ereigne und nicht vielmehr nichts. Wir sind darin Mitschöpfer Gottes – und darin auch befähigt, wirklich in der Güte des Guten das Gute und die Liebe zu vollbringen. Keine Automaten und auch kein zu bespielender „MP 3 Player – Gottes“ sind wir Menschen.

Der Wille ist zugleich darin der Motor, dass etwas geschieht; die „Süße“ des wollenden Ich, gegen das reine Denken, liegt in der Konkretion, dass aus dem Wollen ein Können, ein Handeln, eine Tat wird. Der Wille erfreut daran sich selbst, er macht sich im guten Handeln Freude – „*condelectari sibi*“ –, das ist die Freude am Wollen, das leibhaftig wirklich im Wirken wird.

Indem der Wille zur Tat wird, verliert er zwar seine unbedingte Freiheit, gewinnt aber im Handeln, ähnlich wie Buridans Esel, „als er das Problem der Wahl zwischen den zwei Heuhaufen dadurch löste, daß er seinem Instinkt folgte: hör auf zu wählen und fang an zu fressen“ (Arendt/Scotus S. 372).

Der Wille ist also Verursacher von Ereignissen (vernünftigen und unvernünftigen), die sonst nicht stattgefunden hätten. Es gibt ein wirkliches Wählen, frei und nicht determiniert. Scotus liebt diese Freiheit selbst um den Preis der Sterblichkeit (Kontingenz) mehr als die Vorstellung, wir Menschen wären determinierte Ewigkeitswesen, in allem vorherbestimmt ohne Wahl.

Duns Scotus drückt es ganz schlicht und verstehbar aus: „Ich kann in diesem Augenblick schreiben oder nicht schreiben... Doch wenn ich *tatsächlich* schreibe, so ist das Gegenteil ausgeschlossen. Mit einem Willensakt kann ich mich entschließen, nicht zu schreiben, aber ich kann nicht beides gleichzeitig ausführen“ (vgl. Arendt/Scotus S. 335).

Dies bleibt im Willen selbst ein ewiges Unentscheidbares, das im Handeln erlöst wird.

Die tiefste und gültigste Dimension solcher Erlösung im Handeln ist, laut Scotus, die Verwandlung des Willens in *Liebe* und *Lieben*. In ihr verbindet der Wille in gleichzeitiger vollendeter Wirklichkeit durch Liebe den Liebenden und das Geliebte.

Wunderbar und unüberbietbar kurz schreibt Scotus: „*amo: volo ut sis*“ [Ich liebe dich, ich möchte, dass du bist] (Arendt/Scotus S. 366).

Das ist der größtmögliche (zweckfreie) Unterschied zum Haben und Besitzen und Beherrschen. Nicht: „Ich möchte dich haben“ oder „Ich möchte dich beherrschen“, sondern das Wesen der Liebe und des Liebens ist Freien. Dies kann der Mensch in seiner höchsten Würde von Gott her und auf Gott hin mit Gott zugleich (zu gleicher Liebe fähig) wollen, sagen, tun, mit dieser Form, welche *Gott als Liebe ist*, „mit der Gott offenbar die Menschen liebt, die er nur schuf, weil er wollte, daß sie existieren, und die er liebt, ohne sie zu begehren“ (Arendt/Scotus S. 367).

Philosophie und Spiritualität

Duns Scotus denkt eine Art „*hierarchy caritatis*“, eine philosophische Theologie

der liebenden Zärtlichkeit – und denkt dies doch sehr nüchtern und präzise durch, wie solches zu begründen ist – scharf-sinnig-sinnlich!

Sehr franziskanisch vom Gott der Liebe und des Liebens hingerissen, welcher in seiner Menschwerdung in Jesus, dem Christus, diese ins maßgebliche Ziel heilsgeschichtlichen Wirkens führt, erstvollendet im neuen Menschen Maria, der „unbefleckten Empfängnis“, d.h. in einem Menschen, einer Frau, die das wieder gefundene Paradies real ist, der endgültige Anfang der neuen Menschheit, kein Automatismus, vielmehr in voller Willens-Freiheit von ihr bejaht im „mir geschehe nach Gottes Wort (bei dem nichts unmöglich ist), wie Du, Engel, es mir gesagt hast“ (vgl. Lk 1, 26 ff.).

Von daher, im Glauben an das vollendete Geschöpf, Maria, (denn Jesus ist im christlichen Dogma in Gott gezeugte, ungeschaffene, Wirklichkeit „gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater“) ist auch deren leibliche Aufnahme in den Himmel („Mariä Himmelfahrt“) für Scotus alles andere als ein Mythos, vielmehr weit tiefer als alles griechische Denken, denn in Maria kommen wir Menschen (potentiell) real, mit Leib und Seele, durch Christus ins Ziel. Hannah Arendt fasst dies von Duns Scotus her schön zusammen: „Und in dieser Hinsicht ist das Dogma von der Auferstehung sehr viel sinnvoller als die philosophische Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele: ein Wesen mit Leib und Seele kann einen Sinn nur in einem Weiterleben finden, in dem es vom Tode so aufersteht, wie es sich jetzt kennt. Die philosophischen ‚Beweise‘ der Unsterblichkeit der Seele wären, selbst wenn sie logisch richtig wären, irrelevant. Damit das Weiterleben für den ‚viator‘, den Wanderer oder Pilger auf Erden, sinnvoll ist, muß es ein ‚zweites Leben‘ sein, nicht eine völlig andere Seinsweise in Form einer körperlosen Entität“ (Arendt/Scotus S. 359).

Diesem entspricht auch die philosophische Einsicht, dass geistige Tätigkeiten nie von der Sinnenwelt völlig lösbar sind.

Antizipiert ist es im Liebesakt Gottes in

Welt durch Menschwerdung, Leben, Leiden, Sterben und Auferstehung Jesu Christi mittels des freien „Ja“ der Gottesmutter und „Immaculata“ („unbefleckten Empfängnis“) und unbedingt freien Maria. Es hätte von Gott her nicht sein müssen, überhaupt nichts hätte sein müssen von Gott her, denn der Wille ist absolut indifferent. Aber indem Gott in der völligen Autonomie des Willens, aus dem Nichts das Sein geschaffen hat („*creatio ex nihilo*“), unhintergebar, so, wie wir nicht fähig sind, uns nichts vorzustellen, trotzdem wir das Wort konsistent im Denken bilden können, hat Gott sich den Bedingungen des Seins in Liebe eingegeben.

Gott ist darin unbedingte „Diesheit“ („*haecceitas*“), die den anderen (uns Menschen, uns geschaffene Welt in aller Welt) völlig bejaht. Diese unbedingte Bejahung nennt Duns Scotus „Liebe“: „*Amo: volo ut sis*“.

Glückselig ist von daher der Akt, der dem Wollen und dem Gegenüber des Wollens in Berührung vollendet entspricht in dauernder Befriedigung – einander bedürftig-befriedigend-ewig im Bleiben!

Das bezieht sich bei Scotus auf das Wort des Heiligen Paulus: „Die Liebe höret nimmer auf“, auch dann nicht, „wenn kommen wird das Vollkommene“ und „das Stückwerk aufhören“ wird (vgl. 1 Kor 13, 8-13).

Duns Scotus deutet dies da hin, dass Unvergänglichkeit im Lieben der Liebe nicht in der Reinigung von Bedürftigkeit besteht, vielmehr „daß in ihr das Vermögen des Wollens selbst in reine Tätigkeit verwandelt ist“ (Arendt/Scotus S. 375).

Dieses aber ist der „*verherrlichte Körper*“, denn nur in ihm sind Wollen, Geist, Akt und leib-materielle Wirklichkeit ewig Eins!

Das ist der wundervolle Gedanke des Franziskaners Duns Scotus, selig gesprochen und als Heiliger der Kirche verehrt, es könne eine Tätigkeit geben mit Ziel in sich selbst – und solches ist Lieben!

Von diesem Liebesereignis, von dieser Gegenwart Gottes, kann Scotus, der Philosoph und Theologe, deshalb auch nicht in unpersönlichen Formen des Denkens

sprechen und schreiben. Gott ist kein primärer Denkgegenstand, auch nicht unpersonliches ‚unverursachtes Sein‘, vielmehr spricht Duns Scotus Gott in seinem philosophischen Meisterwerk als *Du* an und verleiht diesem im Ganzen die Form eines Gebetes (vgl. Duns Scotus, Abhandlung über das Erste Prinzip):

„Du bist der erste Wirkende, du das letzte Ziel, du der Höchste an Vollkommenheit, der alles übersteigt. Du bist ganz ohne Ursache, darum unerzeugbar und unvernichtbar, du kannst unmöglich nicht sein, da notwendig aus dir alles kommt. Darum bist du ewig, ohne Ende, alles zugleich und ohne Aufeinanderfolge besitzend. (...)

Gott, du bist einer der Natur, einer der Zahl nach. Mit Recht hast du gesagt, daß außer dir kein Gott ist. Denn mag es viele Götter dem Namen und der Meinung nach geben, so gibt es doch nur einen der Zahl nach, den wahren Gott, aus dem, in dem und durch den alles ist. Du bist gepriesen in alle Ewigkeit. Amen.“

Literatur:

- *Johannes Duns Scotus*, Abhandlung über das erste Prinzip (hg. u. übers. v. W. Kluxen). Darmstadt 1974; Hannah Arendt, *Vom Leben des Geistes* (= SP 2555). München 3/2006; darin vor allem S. 356-376 (zitiert als: Arendt/Scotus). Bernhard Raspels, *Seliger der Weltkirche, ‚Heiliger‘ in Köln. Zum 700. Todestag des seligen Johannes Duns Scotus*: Kirchenzeitung Köln 46/2008/S. 4 und S. 52, mit Hinweis auf die Ausstellung zur Wirkungsgeschichte des Duns Scotus in der Erzbischöflichen Diözesanbibliothek in Köln (bis April 2009). Ludger Honnefelder, *Johannes Duns Scotus – bedeutender Theologe und Philosoph* (<http://www.orden-online.de/news/2008/11/03/johannes-duns-scotus>).

Martin Patzek

Wider die lähmende Traurigkeit

Schreiben von Papst Franziskus an die Priester zum 160. Todestag des Pfarrers von Ars vom 4. August 2019

Anlass und Vorwort

Papst Franziskus schreibt am 160. Todestag des heiligen Pfarrers von Ars (1786 – 1859). Pius XI. hatte Johannes Maria Vianney 1929 zum Patron aller Pfarrer der Welt erklärt. Schmerz, Dankbarkeit, Lebensfreude und Lobpreis sind zusammenfassende Stichworte des Schreibens. Einleitend nennt Franziskus Eigenschaften aller Priester am Exempel des Pfarrers von Ars: Alles verlassen, an der Front sein, den Kopf hinhalten, aber auch: „Ihr nehmt – oft unbeachtet und unter Opfern, in Müdigkeit oder Mühen, in Krankheit oder Trostlosigkeit – Eure Sendung als einen Dienst an Gott und seinem Volk an ...“ Johannes Maria Vianney, der Pfarrer von Ars, hat übrigens selbst erfahren, was Franziskus am 20. Mai 2019 der italienischen Bischofskonferenz sagte, „dass in nicht wenigen Regionen unsere Priester ins Lächerliche gezogen und ‚beschuldigt‘ werden für Vergehen, die sie nicht begangen haben“ (Ansprache an die italienische Bischofskonferenz 20.Mai 2019). Es lohnt sich etwa bei Kathpedia das Leben des Pfarrers von Ars nachzulesen! Franziskus dankt mit Joh 15,15 wie Johannes XXIII. in der Enzyklika *Sacerdotii nostri primordia* zum 100. Todestag des heiligen Pfarrers von Ars (1. August 1959) als „älterer Bruder und Vater“ allen Priestern. Er ermutigt mit den Worten Jesu: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt ...“

Vatican News

Bernd Hagencord, als Jesuit von 2009 bis 2019 Leiter der deutschsprachigen Redaktionen von Vatican News, dem ehemaligen Radio Vatikans kommentiert am 04. August 2019 „Wider die lähmende Traurigkeit: Papst Franziskus schreibt Priestern“. Im "Paterblog" verweist er auf das von Benedikt XVI. vor zehn Jahren einberufene „Jahr des Priesters“. Sein "neuer Frühling" wurde schnell zum Thema "Priester und Missbrauch". Franziskus beschreibt es im 1. Abschnitt des Priersterbriefes als „Schmerz“. Ich empfehle die meisten der 24 Kommentare im Blog von Pater Hagencord zu lesen: <https://paterberndhagencord.blog/priester-und-missbrauch-papst-franziskus-brief/>. Pfarrer Werner Demmel, Leiter des Deutschen Pilgerzentrums in Rom bedankt sich im vaticannews-Interview für den Papstbrief, der „völlig unerwartet und nicht selbstverständlich“ eine große Wertschätzung der rund 414.600 katholischen Priester darstellt. Gegen jeden Generalverdacht versucht der Papst die Priester gegen Angst und Mutlosigkeit aufzubauen. Auf die Frage des Interviewers Mario Galgano: „Was würden Sie dem Papst denn im Namen der Priester antworten, fasst Pfarrer Demmel zusammen: „Danke, Heiliger Vater, für diesen Aufbau, für diese Wertschätzung und Ermutigung, so weiter zu machen, wie damals, als der Herr uns ansprach und einlud, für ihn zu arbeiten für diese Welt. Unser ‚Adsum‘ immer wieder zu erneuern und dem Herrn zu vertrauen, denn der Herr schenkt immer die Kraft, auch gegen alle Widrigkeiten und Mainstreaming trotzdem unsere Arbeit zu tun“ (<https://www.vaticannews.va/de/vsatikan/news/2019-08/vatikan-demmelpapstbriefpr...>).

Als "unabhängiger katholischer Journalismus" bezeichnet sich das Internetportal „katholisches. Info“, Magazin für Kirche und Kultur. Guiseppa Nardi (Rom) fragt nach dem Vorbild des Papstes. Er sieht das Weihesakrament gegenüber dem Amt mit "bürokratischem Beigeschmack" zu kurz gekommen. Das Schreiben des Papstes

ist für Nardi eine Reaktion auf den Missbrauchsskandal. Er fragt nach der Rolle des Papstes bei Skandalen durch Bischöfe und Kardinäle und stellt den Papstbrief in Kontext zum Schreiben Benedikt XVI. zum Missbrauchsskandal. (<https://katholisches.info/2019/08/05/priester-sollenden-Kopf-hinhalten-und-papst-fran..> 10.08.2019) An dieser Stelle ein Hinweis auf ‚katholische‘ Internetportale: Neben „Katholisches.Info“ gibt es „kath.de“ mit unabhängigen katholische Nachrichten. Das eigentliche Internetportal der Katholischen Kirche in Deutschland heißt aber „katholisch.de“. Der Leser ahnt die unterschiedlichen Strömungen und Meinungen. Martin Rothweiler, Programmdirektor des katholischen Fernsehsenders EWTN. TV in Deutschland (=Eternal Word Television Network – gegründet von der Franziskanerklarissin Mutter Angelica in den USA) gibt einen Gastkommentar bei CNA Deutsch (<https://de.catholicnewsagency.com>), einem der am schnellsten wachsenden katholischen Nachrichtendienste der Welt. Er zeichnet deutlich das päpstliche Anliegen, den „stillen Schrei“ unserer Brüder und Schwestern, die Opfer von Macht-, Gewissens- oder sexuellem Missbrauch durch geweihte Amtsträger wurden. Er kommentiert das Zitat des Papstes: „Danke, dass ihr täglich Eucharistie feiert und die Herde mit Barmherzigkeit im Sakrament der Versöhnung weidet, ohne Rigorismus und Laxismus.“ „Dabei kommt mir unweigerlich die Frage in den Sinn: Wie sieht das bei uns in Deutschland aus? Feiern unsere Priester täglich die Heilige Messe? Und was ist mit dem vernachlässigten, ja nahezu ‚vergessenen Sakrament‘ der Beichte? Statistiken sprechen sogar von einer erschütternd geringen Beichtpraxis hauptamtlicher Seelsorger.“ (<https://de.catholicnesagency.com/article/erstickt-nicht-den-geist-0631> 12.08.2019) Für mich bedeutet das Gewissenerforschung! Und damit sind wir schon mitten im Schreiben des Papstes.

SCHMERZ

Die einzelnen Abschnitte des Papstbriefes beginnen jeweils mit einem Bibelzitat. Unter der Überschrift *Schmerz* verweist der Papst auf den brennenden Dornbusch des Buches Exodus und die Sendung des Mose: „Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid“ (Ex 3,7). Erlitten wurden und werden mehrere Arten von Missbrauch. Schwestern und Brüder wurden Opfer von Macht-, Gewissens- oder sexuellem Missbrauch durch geweihte Amtsträger. Pastorale Sorge als Kultur soll Missbrauch keinen Raum geben. Gegen alles Verschweigen und Vertuschen setzt Franziskus „Umkehr, Transparenz und die Aufrichtigkeit und die Solidarität mit den Opfern“. Entrüstung über das Geschehene und eine Art von Ohnmacht findet der Papst bei Pastoralbesuchen. Als Beispiel nennt er die Begegnung mit Priestern, Ordensleuten, Gottgeweihten und Seminaristen in Santiago de Chile vom 16. Januar 2018. Berichtet wurde, dass „neben den Strapazen des Dienstes Schaden durch Misstrauen und Infragestellung erlitten wurde, der bei einigen oder gar vielen zu Zweifeln, Angst oder einem Mangel an Vertrauen geführt haben“. Trotzdem oder gerade deshalb erkennt der Papst die Priester an, die „beständig und tadellos alles, was sie sind und haben, zum Wohl der anderen aufwenden“. Im Blick ist 2 Kor 12,15. Dort schreibt Paulus: „Ich aber will sehr gern alles aufwenden und mich für euch aufreiben. Wenn ich euch so sehr liebe, soll ich deswegen weniger Liebe empfangen.“ „Alles aufwenden und mich aufreiben“ macht mir wieder Gewissensbisse. Ich denke an meinen Lebensstil von Wohnung bis Essen und Trinken ... Als Bischof von Rom zitiert Franziskus ausführlich seine Begegnung mit dem Klerus von Rom vom 07. März 2019. Er benutzt die Vokabeln „kirchliche Reinigung“ und „Rettung aus der Heuchelei“ und der „Spiritualität des schönen Scheins“. Franziskus weist auf das 16. Kapitel des Propheten

Ezechiel mit seinen 63 Versen, das Israels Geschichte im Sinnbild schildert. „Das ist die Geschichte der Kirche, das ist meine Geschichte, kann jeder von uns sagen. Und am Ende, aber durch deine Scham, wirst du weiterhin Hirte sein.“

DANKBARKEIT

„Darum höre ich nicht auf, für euch zu danken“(Epheser 1,16). Paulus wünscht den Ephesern auch: „Der Gott Jesu Christi, unseres Herrn, der Vater der Herrlichkeit ... erleuchte die Augen eures Herzens, damit ihr versteht, zu welcher Hoffnung ihr berufen seid“ (1,17f.). Mit den Worten seines prägenden Lehrers, Befreiungstheologe Don Lucio Gera (1924–2012) – 1956 von Johann Auer in Bonn promoviert –, regt Franziskus an: „Immer, aber vor allem in Prüfungen, müssen wir zu jenen lichtvollen Augenblicken zurückkehren, in denen wir den Ruf des Herrn erfahren haben.“ Er bezieht sich auf sein Schreiben „Gaudete et exsultate“ (vgl. Archiv Pastoralblatt 9/2018, 259–265), wenn er von „Heiligen von nebenan spricht, die uns mit einfachem Glauben gezeigt haben, wie sehr es sich lohnt, alles für den Herrn und sein Reich zu geben“. Berührt hat mich sein Satz: „Es ist schön, wenn ein alter Priester von jenen Kleinen – nunmehr Erwachsenen – umgeben und besucht wird, die er am Anfang getauft hat und die mit Dankbarkeit kommen, um ihm ihre Familie vorzustellen.“ Wie weit das in einer XXL-Pfarrei noch möglich ist, sei dahingestellt. Ich bin und bleibe ein Anhänger der Seelsorge von der Wiege bis zur Bahre! Franziskus jedenfalls dankt uns Priestern achtfach und das fast hymnisch. Jedes Mal endet der Abschnitt mit „denn seine Huld währt ewig“ aus der großen Danklitanei des 136. Psalms. Es geht um seinen Dank für unsere Treue zu eingegangenen Verpflichtungen, für unsere freudige Hingabe, für die Bande der Brüderlichkeit und Freundschaft, für das Zeugnis der Beharrlichkeit und des Ertragens im pastoralen Einsatz, für die tägliche (!) Eucharistie-

feier und das Sakrament der Versöhnung, für Krankensalbung mit Verkündigung, für Zärtlichkeit und Erbarmen am Beispiel des barmherzigen Samariters und für die Heiligkeit des gläubigen Volkes Gottes. Konkret wird das – und er zitiert wieder „Gaudete et exsultate“ – in Eltern und ihren Kindern, in den Männern und Frauen, die arbeiten, in den Kranken, in den älteren Ordensfrauen, die weiter lächeln.

LEBENSFREUDE

Dieser vorletzte Briefabschnitt ist der längste! „Möchte ich doch, dass ihre Herzen gestärkt werden.“ (Kol 2,2) ist das Bibelzitat, dass mehr der Luther- als der Einheitsübersetzung folgt. Franziskus geht es um die Erneuerung der priesterlichen Lebensfreude aus Gottes Geistesgegenwart. Er empfiehlt als Test, „sich zu fragen, wie wir mit dem Schmerz umgehen.“ Abschreckendes Beispiel sind der Levit und der Priester im Gleichnis (Lukas 10,29-37). Angesprochen hat mich besonders folgendes Zitat aus dem Papstbuch ‚Reflexiones en esperanza‘ Vatikan 2013: „Wie der Prophet Jona sind wir immer latent in der Versuchung, an einen sicheren Ort zu fliehen, der viele Namen haben kann: Individualismus, Spiritualismus, Einschließung in kleine Welten ... , die keine Gemütsbewegung zulassen und uns am Ende von den eigenen Wunden, von denen der anderen und folglich von den Wunden Jesu fernhalten.“

Franziskus zitiert den tschechischen Theologen und Jesuiten Kardinal Tomás Spidlik, der zur Benediktwahl 2005 eine Eröffnungspredigt in der sixtinischen Kapelle hielt. „Wenn in uns die Traurigkeit über das Leben als solches aufsteigt, über die Gemeinschaft der anderen, über die Tatsache, dass wir allein sind, dann ist immer ein gewisser Mangel an Glauben an die Vorsehung Gottes und seines Wirkens im Spiel. Die Traurigkeit lähmt die Lebensfreude, mit der Arbeit oder dem Gebet fortzufahren ...“ (L' arte di purificare il cuore. Rom 1999) Mehrmals spricht der Papst von schwierigen

Zeiten, aber auch vom Trost und der Kraft von Gott und den Brüdern und Schwestern. Er bezieht sich auf Evangelii gaudium 1: „Mit Jesus Christus kommt immer – und immer wieder – die Freude.“ Der Begleiter Jesus wäscht unsere von der Weltlichkeit beschmutzten Füße, „einer Weltlichkeit, die auf den Straßen an uns haften bleibt und uns am Vorangehen hindert.“ Franziskus spricht von zwei tragenden Verbindungen unserer Identität, die mit Christus sowie der Aufbau und die Unterhaltung der Bande mit dem Volk Gottes: „Isoliert euch nicht von den Menschen und den Priestern oder den Gemeinden. Und noch weniger dürft ihr euch in geschlossene und elitäre Gruppen zurückziehen. Priester sollen „Kunsthändler“ von Beziehungen und Gemeinschaft sein. Ob nun gerade Kohelet 4, 9-10 „Zwei sind besser als einer allein ...“ zitiert werden musste? Ich denke dabei immer an die kirchliche Ehevorbereitung, die Kohelet als Lesung anbietet, allerdings besonders mit Vers 11: „Wenn zwei zusammen schlafen, / wärmt einer den anderen: / einer allein – wie soll er warm werden.“ Interessant ist, dass Franziskus den ‚sensus fidei‘ von Lumen gentium 12 mit „Spürsinn“ bezeichnet, Spürsinn der Gemeinde, Spürsinn dafür, neue Wege zu finden.

LOBPREIS

Dem letzten Briefabschnitt dient das Magnificat der Gottesmutter als Überschrift: „Meine Seele preist die Größe des Herrn“ (Lukas 1,46) Wie oft beten wir das Magnificat in der Vesper, ohne an den Lobgesang der Hanna 1 Samuel 2, 1-10 und viele andere Stellen des Alten Testaments zu denken. Den Armen und Geringen wird auf Kosten der Reichen und Mächtigen geholfen. Wie sieht denn meine Hilfe für die Armen und Geringen aus? Franziskus schaut auf Maria etwa in einem Wallfahrtsort. „Dabei bitte ich um das Vertrauen des Kindes, des Armen und des einfachen Menschen, der weiß, dass dort seine Mutter ist und dass er einen Platz auf ihrem Schoß

erbetteln kann." Wieder zitiert er Evangelii gaudium und spricht vom „Revolutionären der Zärtlichkeit und der Liebe als Tugend der Starken, „die nicht andere schlecht zu behandeln brauchen, um sich wichtig zu fühlen" (288.). Priester sind lebendiger und gesunder Teil des Volkes Gottes gegen alles elitäre Verhalten! Da haben Klagen, Proteste, Kritiken und Ironie keinen Platz, sondern die Lust, zu kämpfen, zu warten und zu lieben. Mit Evangelii gaudium 286 beschreibt Franziskus seine marianische Frömmigkeit: Maria „ist die Freundin, die stets aufmerksam ist, dass der Wein in unserem Leben nicht fehlt. Sie, deren Herz von einem Schwert durchdrungen wurde, versteht alle Nöte. Als Mutter von allen ist sie Zeichen der Hoffnung für die Völker, die Geburtswehen leiden, bis die Gerechtigkeit hervorbricht." Die Homilie des Papstes in der Osternacht 2019 spricht vom „lebendigen Stein" (vgl. 1 Petrus 2,4), dem auferstandenen Jesus, der kommt, um die Dinge neu zu schaffen. Wir Priester sind Männer, die „mit ihrem Leben das Mitgefühl und die Barmherzigkeit bezeugen, die nur Jesus uns geben kann.

Was habe ich (mir) gemerkt?

1. Das Thema Schmerz = Missbrauchskrise steht an erster Stelle. Einer meiner Lehrer beschrieb das Katholischsein als et – et = sowohl – als auch. Dankbar bin ich dem Papst, dass er mich gegen jeden Generalverdacht in Schutz nimmt. Das "als auch" ist seine Freundschaft im Sinn von Johannes 15.15! Sein zweites Stichwort ist Dankbarkeit!
2. Der "Paterblog" von Bernd Hagencord (vaticannews) trägt zu Recht den Titel „Wider die lähmende Traurigkeit": Papst Franziskus schreibt (rund 414.600) Priestern. Auch Werner Demmel (Pilgerzentrum Rom) spricht von einer großen Wertschätzung der Priester. Manche Kommentare unabhängiger katholischer Journalisten, die dem Papst eine Täterrolle in der Krise andichten, sind überflüssig. Deutlicher konnte seine

Situationsbeschreibung nicht sein. Auf römische Seilschaften zurück zu greifen, verbietet schon der Anstand.

3. Mit dem Papstbrief steht auch mein eigener Lebensstil auf dem Prüfstand. Das Wort von der "Spiritualität des schönen Scheins" hat mich direkt getroffen. Franziskus hat angeregt, „jene lichtvollen Augenblicke, in denen ich den Ruf des Herrn erfahren habe", zu finden. Auch ich kenne das Fliehen an einen sicheren Ort im Angesicht des Schmerzes. Der Individualismus, der Spiritualismus, die Einschließung in kleine Welten (Jona) prägt hin und wieder auch mein Priestertum.
4. Der Dank des Papstes für die tägliche Eucharistie und das Sakrament der Versöhnung trifft auf eine deutsche Praxis, die beides in Frage stellt. Im Bücherschrank fand ich „Quaestiones Disputatae 31" (Freiburg 1966) wieder. Der Jesuit Karl Rahner (1904-1984) schreibt mit seinem Schüler Angelus Häussling erneut über „Die vielen Messen und das eine Opfer." Der 1947 erschienene Aufsatz wurde vom Laacher Benediktiner Angelus Häußling 1966 neu bearbeitet. Konzil und deutsche Synoden sowie eine Theologie der Eucharistie (und des Priesters) 2019 sollten heute dazu kommen.
5. Wenn auch meine Marienfrömmigkeit anders als die des Papstes ist, kann ich ihm leicht folgen. Zwei Züge im Leben Marias sind biblisch begründbar: Sie ist Mutter Jesu und dadurch Zeugin seines wahren Menschseins, aber auch seines göttlichen Ursprungs: Gottesgebäerin. Und sie ist Beispiel und Vorbild christlichen Glaubens. Wer den Frieden – Jesus Christus – in die Welt bringt, kann uns allen einen Rat geben, wie man Frieden erlangen und erhalten kann. Die Mutter Jesu weist den Weg, wenn sich alles im Kreis dreht. Sie gibt in Joh 2,5 den besten Rat, den je eine(r) geben konnte: „Was er euch sagt, das tut!"

Erfahrungen mit ehrenamtlicher Begleitung in der Krankenhauseelsorge

Was denken die Hauptamtlichen?

1. Professionelles Selbstverständnis und qualifiziertes Ehrenamt

An dieser Stelle geht es um das anspruchsvolle Ehrenamt als Begleiterin/Begleiter in der Krankenhauseelsorge. Es handelt sich also um ein qualifiziertes Ehrenamt, das verständlicherweise in Spannung zum professionellen Selbstverständnis hauptamtlicher Krankenhauseelsorge stehen kann. Uns interessiert die Frage, welche spezifischen Voraussetzungen aus der Perspektive hauptamtlicher Krankenhauseelsorge gegeben sein müssen, damit die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen – trotz der Nähe zwischen der Professionalität der Hauptamtlichen und der Qualifikation und Kompetenz der Ehrenamtlichen – gelingen kann.

Diese Frage ist insbesondere von Interesse, weil in den vergangenen Jahrzehnten vornehmlich die veränderten Bedingungen und Voraussetzungen ehrenamtlichen Engagements oder das sogenannte neue Ehrenamt im Fokus der Überlegungen standen.¹ Ausreichend ist zwischenzeitlich erforscht, wie sich das Selbstverständnis Ehrenamtlicher verändert hat, was diese von ihrem Engagement erwarten und unter welchen Bedingungen sie bereit sind, eine Aufgabe zu übernehmen. Unzureichend geklärt ist allerdings die Frage, wie sich das Zusammenspiel zwischen Haupt- und Eh-

renamt aus der Perspektive Hauptamtlicher darstellt. Dies ist insofern verwunderlich, als die Förderung des Ehrenamts grundlegend von der Bereitschaft Hauptamtlicher abhängt, ehrenamtliches Engagement zu ermöglichen. Solange Hauptamtliche Unsicherheiten, Ängste und Sorgen im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen haben, seien sie ausgesprochen oder nicht, ist eine zukunftsweisende Kooperation mit Ehrenamtlichen nicht möglich.

Ohne das Hauptamt gibt es kein Ehrenamt. Doch Ehrenamt ist nicht gleich Ehrenamt, denn die Voraussetzungen für einzelne Ehrenämter und der damit verbundene Anspruch an die jeweilige Qualifikation sind sehr unterschiedlich. Es macht einen Unterschied, ob es sich um ein ehrenamtliches Engagement im Pfarreirat oder Gemeindeausschuss, in einer Bücherei, in einem liturgischen Dienst oder beispielsweise um eine ehrenamtliche Begleitung in der Krankenhauseelsorge handelt.

Das jeweilige Ehrenamt wiederum hat spezifische Auswirkungen auf und Anforderungen an das Hauptamt, das die Ehrenamtlichen begleitet. Daher sind ehrenamtliches Engagement übergreifende Aussagen darüber, wie das Ehrenamt von Hauptamtlichen begleitet werden soll, oft allgemein und leider nicht ausreichend treffsicher. Wenn es daher um die Frage geht, welcher Voraussetzungen es beim Hauptamt für eine gelingende Zusammenarbeit bedarf, muss entsprechend dem Tätigkeitsfeld des besonderen Ehrenamtes differenziert werden.

2. Befragung und Hintergrund des Projekts

Im Hinblick auf das spezifische Ehrenamt in der Krankenhauseelsorge wollten wir also wissen, wie sich die Zusammenarbeit aus der Perspektive Hauptamtlicher darstellt und welche Faktoren deren Bereitschaft zur Kooperation fördern.² Wir haben

daher hauptamtliche Krankenhauseelsorger und -seelsorgerinnen ausgewählt, die bereits mit ehrenamtlichen Begleiterinnen/Begleitern der Krankenhauseelsorge zusammenarbeiten. Befragt wurden alle hauptamtlichen Krankenhauseelsorger/innen, die im Projekt „Ehrenamtliche Seelsorgliche Begleitung in der Krankenhauseelsorge“ teilgenommen haben.

Im Rahmen dieses Projektes wurde von der Hauptabteilung Seelsorge des Bischöflichen Generalvikariats des Bistums Münster und der St. Franziskus-Stiftung Münster im Jahr 2011 eine Ausbildung für ehrenamtliche seelsorgliche Begleiter/innen in der Krankenhauseelsorge entwickelt. Der hierfür entwickelte Qualifizierungskurs "Kranke Menschen seelsorglich begleiten" besteht aus vier Ausbildungsblöcken über jeweils zweieinhalb Tage, praktischen Einsätzen in Krankenhäusern, regelmäßiger Supervision, Begleitung durch erfahrene Mentorinnen/Mentoren (Hauptamtliche in der Krankenhauseelsorge) und einer Abschlussarbeit. Die Ausbildung erstreckt sich über insgesamt ein Jahr. Bei erfolgreichem Abschluss wird eine diözesane Beauftragung erteilt. Vor einer Ausbildungszusage wurden jeweils die individuelle Motivation und Eignung geprüft. Die Finanzierung der Ausbildung übernehmen die Projektträger gemeinsam.³

Seit dem Jahr 2012 sind die ausgebildeten Ehrenamtlichen mit einer diözesanen Beauftragung in Krankenhäusern tätig, in der Regel einen Tag in der Woche. In den zwischenzeitlich fünf Ausbildungsgängen haben insgesamt 70 Personen die Ausbildung absolviert. Diese kommen in bisher 17 Krankenhäusern sowohl der St. Franziskus-Stiftung Münster als auch anderer konfessioneller Träger zum Einsatz.

Die befragten hauptamtlichen Krankenhauseelsorger/innen arbeiten zwischen einem Jahr und sechs Jahren mit Ehrenamtlichen in der Krankenhauseelsorge zusammen. Im Hinblick auf die ausgewählten

Hauptamtlichen sind zwei wesentliche Voraussetzungen erfüllt:

- (1) Die bestehende Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen hat sich nachweislich bewährt.⁴
- (2) Die Hauptamtlichen haben aus eigener Initiative und freiem Entschluss die Kooperation mit den Ehrenamtlichen gesucht und diese systematisch aufgebaut.

Insgesamt haben wir 26 hauptamtlich in der Krankenhauseelsorge Tätige befragt. Dies entspricht allen Krankenhauseelsorgern/-seelsorgerinnen, die an diesem Projekt teilnehmen. Diese teilen sich folgendermaßen auf: Priester (2), evangelische Pastorinnen/Pastore (3), Diakone (2) und Pastoralreferentinnen/-referenten (19). Es konnten 22 Fragebögen ausgewertet werden. Das entspricht einer Rücklaufquote von 85 %. Somit sind für den befragten Personenkreis repräsentative Aussagen möglich.

3. Was die Hauptamtlichen denken

Die Befragung ermöglichte einen Einblick, welche Erfahrungen die Krankenhauseelsorge mit den ehrenamtlichen Begleiterinnen/Begleitern gemacht haben, und wie sie die Zusammenarbeit einschätzen. An dieser Stelle sollen die Erkenntnisse kurz zusammengefasst wiedergegeben werden:

- *Motive für die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen*

Hauptamtlich in der Krankenhauseelsorge Tätige, die sich auf die Zusammenarbeit mit ehrenamtlicher Begleitung einlassen, haben dafür gute Gründe. Es gibt zwei wesentliche Motivstränge, derentwegen Hauptamtliche sich auf diesen Weg begeben: Erstens entspricht die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen ihrem ekklesiologischen Selbstverständnis. Zweitens sehen sie den großen Bedarf von Seelsorge in den Krankenhäusern und die damit verbunde-

nen existentiellen Bedürfnisse der Patientinnen und Patienten, für die die Kirche da sein sollte. Die Entlastung von eigenen Aufgaben spielt eine untergeordnete Rolle.

- *Zusammenarbeit*

Die befragten Hauptamtlichen konnten auf einen Zeitraum der Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen Begleiterinnen/Begleitern zwischen einem Jahr und sechs Jahren zurückblicken. Bei den befragten Hauptamtlichen besteht die einhellige Meinung, dass die Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen gut funktioniert, diese ihre spezifischen Erfahrungen einbringen und dadurch die Krankenhausseelsorge bereichert wird. Die Zusammenarbeit wird als ein gegenseitiges Geben und Nehmen empfunden. Für eine verbindliche Zusammenarbeit haben sich eine Reihe von institutionalisierten Formen entwickelt.

- *Befürchtungen der Hauptamtlichen*

Die Hauptamtlichen, obgleich sie eine Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen grundsätzlich anstreben, haben sich anfangs mit gemischten Gefühlen auf einen solchen Weg eingelassen. Neben ihren Hoffnungen haben sie auch Sorgen. Interessanterweise haben sich viele ihrer Befürchtungen im Laufe der Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen relativiert oder sich sogar ganz aufgelöst. Dennoch bleiben zwei Sorgen bestehen, die noch jede/r fünfte Befragte äußert: Ehrenamtliche könnten sich selbst überlasten und hauptamtliche Seelsorgestellen könnten gekürzt werden. Allerdings kann es ein Ehrenamt ohne das Hauptamt in diesem Bereich gar nicht geben.

- *Rollenverständnis*

In der Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt können beide nicht das Gleiche in gleicher Weise tun. Voraussetzung

für eine gedeihliche Zusammenarbeit sind ein klares professionelles Selbstverständnis der Hauptamtlichen und eine entsprechende Verteilung der Rollen zwischen Haupt- und Ehrenamt. Bei den befragten Hauptamtlichen scheinen die Entwicklung eines eigenen Selbstverständnisses und deren Rollenidentität in der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen gut gelungen zu sein. Die Hauptamtlichen tragen die Letztverantwortung, haben ein wesentlich breiteres Aufgabenfeld und sind verbindlich in die Organisation eingebunden. Dies sind alles Aufgaben, welche die Ehrenamtlichen weder übernehmen können noch wollen. In der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen sehen die Hauptamtlichen ihre Aufgabe vor allen Dingen darin, die Ehrenamtlichen menschlich und fachlich gut zu begleiten.

- *Rahmenbedingungen*

Die hauptamtlich in der Krankenhausseelsorger Tätigen benötigen Unterstützung vom Bistum. Dazu zählen die Durchführung einer qualifizierten Ausbildung der Ehrenamtlichen und eine entsprechende kontinuierliche Weiterbildungsmöglichkeit. Auch von den Einrichtungsleitungen und den Seelsorgeteams muss der Einsatz Ehrenamtlicher befürwortet und unterstützt werden. Ist dies nicht gegeben, wäre der Einsatz von Ehrenamtlichen unverantwortlich.

- *Was können Sie sich vorstellen?*

Auf die Frage, warum andere Hauptamtliche eine Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen möglicherweise kritisch gegenüberstehen, gab es eine Reihe von Überlegungen: eine zeitliche Überlastung, die Sorge um die Qualität des Seelsorgeangebots, die Gefährdung hauptamtlicher Stellen oder die Bedrohung der eigenen Fachlichkeit. Sind solche Bedenken, die das eigene professionelle Selbstverständnis betreffen, stark ausgeprägt, werden sich die-

se Hauptamtlichen kaum auf die Arbeit mit Ehrenamtlichen einlassen.

- *Gesamteinschätzung*

Insgesamt erleben die Hauptamtlichen, die sich auf die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen eingelassen haben, dies für die Seelsorge im Krankenhaus und für sich selbst als einen Zugewinn.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. beispielsweise Simson, J., Vogel, C., Tesch-Römer, C., (Hrsg.), *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014*. Wiesbaden 2017.
- ² An dieser Stelle danke ich sehr herzlich Herrn Donatus Beisenkötter (Leiter der Abteilung Allgemeine Seelsorge, BGV Münster) und Herrn Martin Merkens (Referat Krankenseelsorge, BGV Münster) für die kooperative und inspirierende Zusammenarbeit. Sie haben das Konzept der Befragung maßgeblich mitgestaltet. Frau Linda Schulte (wissenschaftliche Mitarbeiterin) danke ich für die zuverlässige Auswertung der Datensätze. Vgl. dazu auch Merkens, M., Beisenkötter, D., *Am Krankenbett nicht zu unterscheiden? Seelsorgliche Begleitung im Krankenhaus durch Haupt- und Ehrenamtliche*, in: Fischer, Michael (Hg.), *Relevanz in neuer Vielfalt. Perspektiven für eine Krankenhauseelsorge der Zukunft* (Mauritzer Schriften 6). Rheinbach 2019, 129 – 151.
- ³ Eine ausführliche Darstellung des gesamten Projektes und eine entsprechende Auswertung findet sich in: Fischer, M., *Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge*. Freiburg im Br. 2014. Zum Gesamtansatz vgl. auch: *Unsere Seelsorge, Brücken bauen. Kooperative Seelsorgliche Begleitung*, März 2014.
- ⁴ Vgl. Fischer, M., *Ehrenamtliche*.

Dietmar Jordan

Schöpfung erfahren – aus Erinnerung lernen – Menschen- würde achten

Die Seelsorge im Nationalpark Eifel + Vogelsang

In einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift¹ hat mein Kollege Georg Toporowsky anschaulich vom Wachsen und Werden der sog. Nationalparkseelsorge in der Nordeifel berichtet. Nachdem unsere Arbeit reichlich auf Echo und Zuspruch gestoßen ist, haben wir diese noch einmal theologisch reflektiert. Dabei hat sich die Frage nach der pastoralen Bedeutung sog. „AndersOrte“ als inspirierend erwiesen. Als säkularen Orten, an denen sich gesellschaftliche Herausforderungen brennglasartig verdichten und Menschen vielfältig in Bewegung bringen, kommt ihnen im Ringen um eine zukunftsfähige Bistums-Pastoral eine möglicherweise bisher zu wenig wahrgenommene Relevanz zu.

Warum wir hier sind ...

Der Nationalpark Eifel und das Gelände auf Vogelsang sind besondere Orte unserer heimatlichen Umgebung. Sie sind Anziehungspunkte vieler Gäste aus nah und fern, die hier Erholung und Begegnung suchen. Wache und aufmerksame Besucher begegnen an beiden Orten zentralen Herausforderungen unseres gesellschaftlichen und globalen Zusammenlebens. Hier werden sie auf eine besonders anschauliche Weise erlebbar und können fruchtbare Impulse für unser alltägliches Handeln freisetzen.

Als Täter–Ort des Nationalsozialismus konfrontiert die ehemalige „NS–Ordensburg“ mit vielfacher Verletzung und Missachtung menschlicher Würde, die hier ideologisch eingebläut und praktisch eingeübt wurde. Als langjähriger Truppenübungsplatz erinnert das Gelände an das Ringen um die Erhaltung eines in vieler Hinsicht fragilen Nachkriegs–Friedens und an den Preis, der von den Anwohnern dafür gezahlt werden musste. Nach dem Ende der militärischen Nutzung ist hier ab 2004 auf 42 Hektar weithin unberührter Natur der Nationalpark Eifel entstanden. Seine reichhaltige Pflanzen- und Tierwelt ist dem wirtschaftlichen Zugriff des Menschen weitgehend entzogen und einer eigenständigen, ursprünglichen Entwicklung überlassen.

Was wir wollen ...

Mit den Projekten und Angeboten der Nationalparkseelsorge beteiligt sich die Kirche des Bistums Aachen an der Gestaltung des Nationalparks Eifel und des Erinnerungs- und Lernortes Vogelsang IP. Als eine zeit- und ortssensible pastorale Initiative stellt sich die Nationalparkseelsorge zentralen Grundfragen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens. Sie deutet sie aus dem Glauben und gibt Impulse, die anstehenden Herausforderungen aus dem Geist des Evangeliums zu verstehen und mitzugestalten.

Im Angesicht der selbstherrlichen Architektur und der unheilvollen Geschichte der ehemaligen „NS–Ordensburg“ Vogelsang stellt sich fast zwangsläufig die Frage nach der Würde des Menschen. Was ist der Mensch? Was macht Menschsein aus? Wie wird es in der Pluralität heutiger Sichtweisen verstanden und gedeutet? Wie sichern wir seinen Wert und seine Würde angesichts vielfältiger aktueller Bestreitungen? Gibt es einen christlichen Blick auf den Menschen? Und was macht ihn aus? Wie und womit kann ein biblisch–christlich geprägtes Verständnis des Menschseins aktuelle Diskurse bereichern?

Führungen und Projekte der Nationalparkseelsorge erschließen die pseudo–religiö-

sen Überhöhungen und Implikationen der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus. Mit einer eigenen Dokumentation stellt sie sich selbstkritisch und wahrhaftig den Verstrickungen katholischer Christen und ihrer Kirche in dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte. Angesichts aktueller rechtspopulistischer Bedrohungen unseres freiheitlich–demokratischen Gemeinwesens fragt sie nach Gegenwartsbezügen und bestärkt individuelle Verantwortung und Handlungskompetenz.

Im Nationalpark Eifel erzählen Wälder und Seen, Hochflächen und Täler von der Schönheit und Größe unserer natürlichen Mitwelt. Er bietet eine ideale Gelegenheit, eine weithin unbelastete Natur unmittelbar zu erleben, sie zu bestaunen und sie als gottgeschenkte und –erfüllte Schöpfung zu deuten. Solche Begegnungen können zum Anlass werden, die Bedrohungen dieser Schöpfung durch menschliche Missachtung und Ausbeutung zu thematisieren und ihr durch das Einüben verantwortlichen Handelns entgegenzuwirken. Gerade in diesem Bereich erschließt die Nationalparkseelsorge mit ihren Projekten kirchlich und pastoral weithin noch unbearbeitete Felder religiöser Bildung und politischer Spiritualität. Deren bedrängende Aktualität ist in jüngster Zeit durch die päpstliche Enzyklika „Laudato Si“ und die „Fridays For Future“-Bewegung erneut ins gesellschaftliche und kirchliche Bewusstsein gerufen worden.

Wie wir handeln ...

So erweist sich die Nationalparkseelsorge als eine Art christlicher „Einmischung“ an zwei gesellschaftlich relevanten Orten, die sich in ihrer Selbstdeutung und Fremdwahrnehmung säkular verstehen und deren Gründung und Existenz in hohem Maße von politischen Rahmenbedingungen und Playern bestimmt wurde und wird. In unserer Arbeit wird deutlich, wie alles mit allem zusammenhängt: Wo die Würde des Menschen missachtet und mit Füßen getreten wird, da gerät auch die Würde un-

serer Mitgeschöpfe unter die Räder. Dann ist der menschliche Umgang mit der Natur bald nur noch geprägt von Raubbau und Zerstörung. Unser vom Glauben getragener Dienst vertraut darauf, dass sich die Hoffnungsbotschaft des Evangeliums in diesem Kontext als heilsames Widerstands- und Rettungspotential erweisen kann.

Durch ihre spezifische Kirchlichkeit, die sich weithin unabhängig von vorgegebenen Traditionen durch einen offensichtlich wohltuenden Umgang und durch einen profilierten Stil menschlicher und geistlicher Begegnung auszeichnet, erweist sich die Nationalparkseelsorge gerade für jüngere Menschen als einladend. Aus ihren Reihen konnten und können immer wieder neue MitarbeiterInnen gewonnen werden, die die Projekte der Nationalparkseelsorge mittragen und ihr Gesicht mitprägen. Darüber hinaus sind unsere Angebote und Inhalte auch für viele erwachsene Gäste und Teilnehmer attraktiv und eröffnen eine gewisse Anschlussfähigkeit von „Christsein und Kirche“ in durchaus untypischen Kreisen.

Der Gründungsimpuls der Nationalparkseelsorge entstammt der Eifler Ortskirche. Ihre faktische Anziehungskraft und Bedeutung sind inzwischen über diesen lokalen Kontext hinausgewachsen. Gäste und Besuchergruppen kommen von nah und fern. Es gibt eine gute und verlässliche Einbindung in regionale wie überregionale kirchliche und gesellschaftliche Netzwerke und in den diözesanen Zukunftsprozess „Heute bei Dir.“

Was uns inspiriert ...

Die Nationalparkseelsorge ist eine pastorale Initiative des Bistums Aachen. Als solche versucht sie ein Verständnis kirchlicher Pastoral fruchtbar zu machen, das maßgeblich in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) grundgelegt ist und das sich in vielfältigen nachkonziliaren Reformprozessen bewährt hat. *„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten*

aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (GS Nr.1).

Ein solches Verständnis von Pastoral verpflichtet die Kirche auf eine fundamentale Solidarität mit aktuellen Menschheitsfragen. An ihnen muss sich das Evangelium heute bezeugen und bewähren. Demgemäß ereignet sich Pastoral wesentlich im Außenverhältnis der Kirche und in der Wahrnehmung von Sinn und Bedeutung des Evangeliums aus der Perspektive der „anderen“, uns oft fremden „Welt“. Die Prioritäten pastoralen Handelns liegen daher weniger in der Bewahrung traditioneller Sozialformen religiösen Lebens und in der priesterzentrierten Sicherung einer flächendeckenden „sakramentalen Versorgung“. Vielmehr geht es um eine wache Wahrnehmung der „Zeichen der Zeit“, um deren geistliche Deutung und um lebensförderndes Handeln aus dem Geist des Evangeliums. Strukturell und mentalitätsmäßig begünstigt eine solche Haltung die Umstellung weg von der bislang herrschenden Sozialformorientierung (Pfarrei, Gemeinschaften von Gemeinden, Institutionen ...) hin zum Vorrang einer pastoralen Aufgabenorientierung. Diese fragt *vorrangig* nach dem geistlichen Anruf eines Ortes oder einer Menschen aktuell lokal oder global bewegenden Herausforderung und probiert im alten Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ pastoral-praktische Antworten. – Solche Einsichten korrespondieren jedenfalls mit unserer Praxis und sie bewegen uns zu einem verstärkten Interesse an der Autorität „fremder Orte“ als Wahrheits- und Bewahrungsorte unseres Glaubens und unserer Kirchlichkeit. Mit Blick auf unsere Praxisorte „Vogelsang“ und „Nationalpark“ war die Begegnung mit aktuellen pastoraltheologischen Reflexionen zur Bedeutung von „AndersOrten“ für Pastoral und Kirche für uns hilfreich und inspirierend.

Die Rede von „AndersOrten“ hat ihren ursprünglichen Kontext in Diskursen der Phi-

osophie und der Soziologie, wurde dann aber in der systematischen Theologie und in der Pastoraltheologie rezipiert und wird dort als erhellendes Theorem theologischer Reflexion bedacht. Auch wenn der Begriff der Heterotopien durchaus etwas Schillerndes hat: Er macht trotzdem für den Glauben bedeutsame Sachverhalte sichtbar. Genuin theologisch kann er „für Orte verwendet werden, die deshalb als Orte des Glaubens benannt werden, weil an ihnen der Glaube als Lebensgestalt im Kontrast zum alltäglichen Leben in der Gesellschaft besonders greifbar wird. Er kann aber auch für Orte stehen, an denen der Glaube in besonderer Weise buchstäblich herausgefordert wird – oft im Raum der Gesellschaft, ihrer Schattenseiten, aber auch im Raum der Kirche, wo sie ihrer eigentlichen Berufung nicht entspricht.“²

So begegnen uns Fragen, die für unsere Arbeit in der Nationalparkseelsorge zentral sind:

Welche Bedeutung haben (vordergründig) kirchlich „fremde Orte“ für den Glauben?

Kann ein philosophisches Konzept (Michel Foucauld) der Heterotopien für das Verständnis solcher Orte und für die Entwicklung einer dort angemessenen Pastoral von Nutzen sein?

Der pastorale Grundgedanke wäre dann: Christlicher Glaube gewinnt dort Autorität, wo er sich in der Gesellschaft, also im Außen des *Glaubens*, bewährt. Es geht „weniger um das Postulat einer Ausweitung kirchlicher Pastoralzonen auf neue, aus kirchenamtlicher Sicht dann vielleicht auch „andere“ Orte im Rahmen eines vorkonziliaren Missionsbegriffes.“ Angesagt ist eher ein entdeckender Umgang mit sog. Andersorten „im Kontext eines konzilsgemäßen, postkolonialen Missionsverständnisses.“³

Es geht also darum, gesellschaftliche Orte zu entdecken, an denen man häufig die Gegenwart Gottes durchaus ahnen kann, nicht aber die der Kirche. Es geht darum, parochialen Provinzialismus, nur an traditionellen Strukturen und „Kirchtürmen“ orientiertes Denken und Planen zu über-

winden – in Richtung einer vermutlich eher zukunftsfähigen Pastoral. Diese wäre mehr von der Überzeugung des „universalen Heilswillens Gottes“ geprägt und von daher auch mentalitätsmäßig in der Lage, traditionell vorgegebene, aber kaum noch plausible systemische „Grenzen“ zu relativieren und zu überschreiten.

Was wir zur Zukunft der Kirche im Bistum Aachen beitragen ...

Auf dieser Linie wäre dann darüber nachzudenken, ob die ehemalige „NS-Ordensburg Vogelsang“ und der Nationalpark Eifel als „AndersOrte“ zu sehen und zu verstehen sind und ob diesen Orten eine Bedeutung für die pastorale und theologische Bewährung einer zukünftigen Bistumpastoral zukommt.

Seit ihren Anfängen im Kontext des damals entstandenen Nationalparks hat die Seelsorge im Nationalpark Eifel + Vogelsang die Kirche von Aachen um einige wertvolle und durchaus innovative pastorale Erfahrungen bereichert. Als solche „Wegzeichen“ sind sie von Bischof Heinrich Mussinghoff und aktuell auch von Bischof Helmut Dieser gesehen und auch gewürdigt worden. Diese Erfahrungen und die von ihnen ausgehenden Impulse können sich bei der Erkundung einer zukunftsfähigen Gestalt von Pastoral und Kirche im Bistum Aachen durchaus als bedeutsam erweisen. Angesichts des rasanten Plausibilitätsschwundes einer bisher primär parochial strukturierten Pastoral können sie als ein (!) Paradigma neuer und zukunftsfähiger Kirchenentwicklung gesehen werden.

Welche Erfahrungen bzw. Kennzeichen der Nationalparkseelsorge weisen in diese Richtung?

Die Nationalparkseelsorge zeigt sich in ihrer bisherigen Entwicklung als

- nah an (bestimmten) „Zeichen der Zeit“;
- solidarisch mit „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“;

- politisch und spirituell wach;
- nicht um sich selbst und um traditionelle „Kirchturms-Interessen“ kreisend;
- tendenziell „selbstlos“: keine Rekrutierungs-, sondern vorrangig Gestaltungs- und Humanisierungs-Interessen
- bescheiden und ohnmächtig (in institutioneller Hinsicht);
- weniger orts- und institutionsverhaftet bzw. gebunden, dafür: inhaltlich und lokal mobil und beweglich;
- dynamisch-offene Zukunfts-Entwicklung;
- wenig traditionell und traditionsfixiert, dafür aktuell, provisorisch, jung;
- kaum auf traditionell-kirchliches Milieu fixiert, dafür: Offenheit für eine Vielfalt neuer Begegnungen, neue Allianzen und Kooperationspartner, „Fresh impressions of church“;
- Kirche im Werden; „passagere“ Grundverfassung, mehr zeit-, anlass- und projektorientiert; nicht im Trott des immer Gleichen, sondern spontan und flexibel;
- kaum hierarchisch-klerikal, dafür stark partizipativ-laikal: „Volk Gottes unterwegs“;
- in relativ hohem Maße selbstreflektiert und entsprechend lern- und auskunftsfähig.

Alles in allem: ein kirchlicher Ort, für den man sich nicht schämen muss, sondern mit gutem Gewissen auch nichtkirchlichen Freundinnen und Freunden sagen kann: „Kommt und seht!“ (Joh 1,39)

Besuchen Sie uns oder nehmen Sie Kontakt auf!

www.nationalparkseelsorge.de

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Georg Toporowsky, Aufwind spüren. Pbl 68 (2016), 145–150.
- 2 Bernhard Körner, Orte des Glaubens – Loci theologici. Studien zur theologischen Erkenntnislehre. Würzburg 2014, 55.
- 3 Christian Bauer, Pastorale Andersorte? Eine kleine theologische Sprachkritik: Lebendige Seelsorge 66 (2/2015), 136–141. 138.

Alexander Saberschinsky

Brechung

Anregungen für die Messfeier durch Leonard Bernstein

2018 wäre Leonard Bernstein (verst. 1990) 100 Jahre alt geworden. Dieser vielseitige Künstler ist v.a. durch die „West Side Story“ (1957) bekannt. Im Jubiläumsjahr sind auch seine übrigen Werke in den Blick gekommen, so u.a. das deutlich weniger bekannte Bühnenstück „Mass“, das er für die Eröffnung des „Kennedy Center for Performing Arts“ in Washington 1971 schrieb. Es mag verwundern, dass ein Künstler mit jüdischen Wurzeln ausgerechnet die katholische Messe als Grundlage für ein Bühnenwerk nimmt. Bernstein selbst hat die Beweggründe hierfür in einem Interview preisgegeben:¹ Die Messe sei ein äußerst dramatisches Ereignis und erinnere ihrerseits an ein Theaterstück. Zudem hätten die Reformbestrebungen Papst Johannes XXI. II. sein Interesse geweckt, besonders dessen Einsatz für Gerechtigkeit. Genau diese Thematik greift Bernstein auf, wenn er sich an den Ablauf der Messfeier anlehnt, um eine Parabel von Untergang und Wiederkonstitution eines Gemeinschaftsgefüges zu schreiben. Er tut dies vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der Gesellschaft in den USA der 1960er Jahre, die von großen Spannungen und Konflikten geprägt war (z.B. schwarze Bürgerrechtsbewegung, Vietnam-Krieg). Und Bernstein scheint damit den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn der FBI-Chef John Edgar Hoover den Justizminister wegen eines möglichen politischen Eklats vor der Teilnahme an der Uraufführung warnt.

Warum lohnt sich ein theologischer, näherhin liturgiewissenschaftlicher, Blick auf Bernsteins „Mass“, obwohl es sich nicht um eine liturgisch „aufführbare“ Messe

handelt, sondern um ein „Theaterstück für Sänger, Instrumentalisten und Tänzer“ – so der Untertitel des Stücks? Er lohnt sich, weil gerade an den Stellen, an denen Bernstein mit künstlerischer Freiheit vom Ritus der Messfeier abweicht, eine Verfremdung geschieht, die diejenigen, die den Ritus sonst feiern (nicht nur Priester, sondern alle Mitfeiernden), eben diesen Ritus angefragt sehen, vielleicht sogar in einem neuen Licht entdecken lässt. Die folgenden Betrachtungen haben diesen speziellen Fokus, wenn sie fragen, welche Anregungen sich aus Bernsteins „Mass“ für die heutige Messfeier ergeben könnten.

Die Handlung: Was passiert

Zu Beginn zeigt das Theaterstück eine Gemeinde, die sich zur Messe versammelt. Es herrscht eine ausgelassene Stimmung, und große Harmonie prägt die Szenerie. Mit einem Lied, „A Simple Song“ genannt, ruft der Zelebrant die Gemeinde zusammen und lädt sie zum Gotteslob ein: „Sing God a simple song: Lauda, Laude ... – Singt Gott ein einfaches Lied: Lobe, lobe ihn ...“

Nach der formalen Eröffnung des Gottesdienstes werden die liturgischen Texte immer wieder unterbrochen durch Beiträge verschiedener Sänger, in denen sich der Widerspruch zu den Aussagen der Liturgie offenbart. Die Aussagen des Sündenbekenntnisses, des Gloria, der Predigt, des Credo usw. werden in Frage gestellt, indem die Gemeinde ihre gegenteiligen Erfahrungen schildert und damit zeigt, wie sehr die Botschaft des Gottesdienstes im Widerspruch zu ihrer Lebenswelt steht. Zunächst geschieht dies verdeckt, und die Akteure lassen sich überzeugen, die Messe weiter mitzufeiern. Doch der Widerspruch wird immer vehementer artikuliert, und im Verlauf der Messe begehren die nur anfangs noch unbeschwert Mitfeiernde weiter auf und halten ihre Unzufriedenheit nicht mehr zurück.

Der Zelebrant gerät in den Widerspruch

zwischen dem Ritus und den Forderungen und Erwartungen der Gemeinde. Zunehmend hat man den Eindruck, dass er nicht mehr mit der Gemeinde, sondern gewissermaßen gegen sie feiert und den Ritus „durchziehen“ will. Das schafft er nicht: Am Höhepunkt der Messe lässt sich die Spannung nicht mehr aushalten: Der Zelebrant wirft das liturgische Gerät zu Boden, wo es symbolisch zerbricht – so wie im übertragenen Sinne der Ritus und der Zelebrant, der schließlich das Blickfeld verlässt.

Aus der Stille heraus hört man nach einiger Zeit eine Solostimme: „Sing God a secret song: Lauda, Laude ...“ – nun nicht wie eingangs vom Zelebranten angestimmt, sondern von einem Knabensopran. In diesen Gesang stimmen nach und nach alle ein, und auch der Zelebrant betritt wieder die Bühne, aber nicht um den Gottesdienst zu leiten, sondern in die Gruppe der Sänger eingegliedert zu werden.

Die „Knackpunkte“: „Mass“ und „Messe“ im Vergleich

Schaut man sich näher an, wie Bernstein diese Handlung, die noch mit Blick auf den Ritus auszudeuten ist, in den Ablauf der Messfeier hineinkomponiert, fällt zunächst auf, dass er sich in der Umbruchszeit der Liturgiereform im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die vorkonziliare Form der Messfeier nach dem Missale Romanum von 1962 bezieht. Bis auf wenige Elemente (Graduale, Evangelium, Präfation, Kanon) wird alles abgedeckt, wenn auch einige Umstellungen bei den Gebeten vor der Messe und im Gebetsgottesdienst der Vormesse zu beobachten sind – sowie später auch in der Opfermesse. Nicht immer ist klar, ob es sich um Unkenntnis handelt oder Bernstein hier gezielt einen Spannungsbogen aufbauen will. So nutzt Bernstein die Empfehlung eines Psalmgebets für den Priester, um unter der Überschrift „Hymn and Psalm“ den schon erwähnten „Simple Song“ einzuführen, der

durch seine Wiederholung am Ende offenbar den Charakter eines Leitmotivs hat. Ein Kyrie, wie bei Bernstein, ist hingegen an dieser Stelle der Liturgie nicht vorgesehen, doch gibt es dem Komponisten die Möglichkeit, bereits zu Anfang die Sehnsucht nach Erbarmen und Erlösung als Leitmotiv zu setzen, das sich nicht nur durch die Handlung hindurchzieht, sondern am Ende entscheidend zuspitzt.

Unklar ist, warum Bernstein zweimal einen Introitus vorsieht. Hier mag vielleicht eher Unkenntnis eine Rolle spielen, denn der erste Introitus enthält Elemente des Stufengebets und ein – sogar gedoppeltes – Taufgedächtnis. Der zweite Introitus hingegen enthält Elemente des heute „Eröffnung“ genannten Teils der Messfeier und siedelt hier das Schuldbekenntnis aus dem eigentlich schon zuvor erfolgten Stufengebet an. Spannender als diese Detailfragen ist allerdings, dass in diesem Element („Confiteor“) erstmals eine

Besonderheit auftritt, die sich durch das ganze Stück zieht: Die offiziellen liturgischen Texte werden mit sogenannten Tropen kombiniert. Eigentlich sind Tropen in der Tradition des gregorianischen Chorals Zusätze und Erweiterungen zu den liturgischen Texten und Melodien. Sie ergänzen die Vorlage, aber ohne sie in ihrer Beschaffenheit zu verändern. Sie wurden schon im 16. Jahrhundert durch das Trienter Konzil weitgehend eliminiert. Doch bei Bernstein finden sie sich in seiner Messe wieder: Hier erweitern sie den liturgischen Text auch insofern, als sie sich auf ihn beziehen, aber dieser Bezug besteht in einem Widerspruch zur Aussage der Liturgie, oder zumindest in einer Anfrage. Bei Bernstein singen der Zelebrant oder ein Chor den eigentlichen liturgischen Text, doch die Sänger aus der Gemeinde stellen deren Aussage in Frage oder widersprechen. So werden die Tropen in „Mass“ zu einem Stilmittel, das der Brechung dient. Beispielhaft sei eine Passage aus dem Confiteor angeführt:

*Confiteor Deo omnipotenti, ...
Quia peccavi nimis cogitatione, verbo
et opere:
Mea culpa, mea culpa,
mea maxima culpa.*

Lord, I could go confess
Good and loud, nice and slow
Get this load off my chest
Yes, but why [how], Lord – I don't know.

*It's easy to shake the blame for any crime
By trotting out that mea culpa pantomime:
... There's so much I could show
If I opened my heart*

*Beatam Mariam semper Virginem (precor)
Beatum Michaellem Archangelum ...*

*Ich bekenne dem Allmächtigen Gott, ...
Dass ich in Gedanken, Worten und Werken
über alle Maßen gesündigt habe –
Durch meine Schuld,
Durch meine übergroße Schuld.*

Wenn ich könnte, würde ich beichten,
Gut und kräftig, schön und langsam,
Nimm diese Last von meiner Brust,
Ja, aber wie, Herr – ich weiß es nicht.

Es ist leicht, die Schuld für jede Untat
Durch gespielte Selbstbezeichnung abzu-
schütteln.
... Ich könnte so viel zeigen,
Wenn ich mein Herz öffnete.

*Die Heilige Ewige Jungfrau bitte ich,
Den Heiligen Erzengel Michael ...*

In den lateinischen Text des Schuldbekenntnisses (hier in Kursive gesetzt) werden zwei Tropen von unterschiedlichen Sängern eingeschoben, die der Aussage

des Schuldbekenntnisses widersprechen. Doch das Schuldbekenntnis wird einfach fortgesetzt und der Widerspruch auf der rituellen Ebene nicht rezipiert. Dieses Mal

scheint der Ritus noch zu tragen: Der Sänger spricht „Confiteor – Ich bekenne“ und der Zelebrant antwortet „God forgive you. God forgive us all. – Gott vergebe dir. Gott vergebe uns allen.“ Weitere Beispiele, die diesem Muster folgen, ließen sich aus dem Gloria und Credo anführen.

Aus liturgischer Sicht reizt es noch mehr auf den eucharistischen Teil zu schauen, zumal – wie angesprochen – der Kanon bzw. das Hochgebet und damit auf den ersten Blick das theologische Zentrum der Messe zu fehlen scheinen. Auch die Handlung lässt vermuten, dass hier das Entscheidende geschieht. Wie hat Bernstein diesen Teil von „Mass“ gestaltet? Die Gestaltung des Offertoriums, der heutigen Gabenbereitung, ist unklar, denn der von Bernstein vorgesehene Klagepsalm „De profundis“ ist in der Liturgie an dieser Stelle nicht vorgesehen. Auch geht es anders als in „Mass“ theologisch nicht in erster Linie um das Herbeibringen der liturgischen Gefäße, sondern darum, sich selbst und sein Leben in Brot und Wein vor Gott zu bringen. Das wiederum wäre ein liturgietheologisch stimmiger Umgang mit der Klage, wie sie der Psalm vorbringt: Man bringt sein eigenes Scheitern vor den, der am Kreuz die menschlichen Tiefpunkte bis zum Äußerten durchschritten hat.

Doch das ist nicht der Zugang Bernsteins, der sein Stück anders konzipiert: Bernstein zieht das Vaterunser, das seinen Platz eigentlich im Kommunionteil hätte, vor, und zwar an eine Stelle, die noch vor dem Hochgebet läge. Dadurch rücken die zwei Ordinariumsteile Sanctus und Agnus Dei zusammen. Das Hochgebet als der eigentliche Höhepunkt der Messfeier scheint zu fehlen. Gemessen am regulären Ablauf der Messe scheint alles durcheinander. Auch die Opfertgaben kommen erst nach dem Sanctus, obwohl sie zuvor bei der Gabenbereitung hätten gebracht werden sollen. Die Frage ist: Was ergibt sich bei Bernstein durch diese Umstellungen?

Das Sanctus wird vom Zelebranten angestimmt, und der Knabenchor stimmt ein. Auffällig ist jedoch, dass auch der widerpenstige Straßenchor aus Gemeindemitgliedern einstimmt und singt: „Sanctus! Sanctus!“ Nahtlos schließt sich das Agnus Dei an, und scheinbar geht das liturgische Geschehen ungestört weiter. Aber nur scheinbar, denn das Agnus Dei wird nicht vom Zelebranten angestimmt, sondern vom Straßenchor, aber nicht weil dieser sich nun auf den liturgischen Ablauf einlässt, sondern vielmehr beginnen die Mitfeiernden mittels des liturgischen Textes gegen den Zelebranten zu agieren. Dieser will nämlich die Zelebration fortsetzen, aber die Mitfeiernden unterbrechen ihn. Er kämpft gegen die Mitfeiernden an, indem er ihnen gleichsam wie Parolen zentrale Stellen aus dem Hochgebet entgegenhält: „Hoc est enim corpus meum!“, „Hic est enim calix sanguinis mei!“, „Hostiam puram!“, „Hostiam sanctam“, „Hostiam immaculatam“. Doch jedes Mal hält der Straßenchor der Mitfeiernden den Ruf aus dem Agnus Dei entgegen: „Dona nobis pacem“. Auf diese Weise wird am Höhepunkt der Widerspruch nicht mehr in der freien Formulierung der Tropen vorgetragen, sondern mit den Worten der Liturgie selbst. Damit wird der Ritus von innen her angefragt, indem die Mitfeiernden nun den Frieden, der ihnen im rituellen Ablauf versprochen wird, für sich hier und jetzt einfordern. Ehe die Forderung, die ja eigentlich in Übereinstimmung mit den liturgischen Texten steht, nicht tatsächlich erfüllt ist, sind die Mitfeiernden nicht mehr bereit, das Ritual mitzutragen: „Wir knien nicht, wir beten nicht, / Wir fragen nicht: bitte, wir sagen nur: / Gib uns Frieden jetzt und einen Frieden, der hält, / Und Gott gebe uns das Recht, dies zu wünschen.“

Damit bahnt sich der dramatisch eindrucksvoll inszenierte Höhepunkt an: Genau in dem Augenblick, in dem der Zelebrant das Hochgebet sprechen will, das auch theologisch gesehen der Brennpunkt der Messfeier wäre, scheitert der Ritus: Auf die mehrfache Forderung des Chores „dona nobis“ gibt der Zelebrant schließlich nach,

schmettert ihnen ein „pa-cem“ entgegen. Dass damit der Ritus gescheitert ist, macht eindrücklich erlebbar, wenn der Zelebrant auf den letzten Ton Kelch und Monstranz auf den Boden wirft und sie zerschmettern; das Allerheiligste ist sinnbildlich zerstört. Der Gesang des Zelebranten als Protagonist des rituellen Vollzugs verdeutlicht das Scheitern des Ritus: Seine (schon fast kindlichen) Fragen zeigen an, dass das rituell Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich ist: „Rotwein ist überhaupt nicht rot, er ist irgendwie braun und blau.“ Ausdrücklich bezeichnet er das Geschehen als „accident“. Und er stellt fest, „Glas scheint heller, wenn es zerbrochen ist“.

Brechung: nicht des Brotes, sondern des Ritus

Wie sind diese Aussagen hinsichtlich des Ritus zu deuten? Erstens: Ritus (versinnbildlicht durch den Kelch) und Wirklichkeit (hier das Zerbrochene) sind nicht deckungsgleich, entsprechen sich nicht einmal. Zweitens: Die Wirklichkeit scheint „heller“, wenn sie nicht rituell verdunkelt ist. Und über beiden Aussagen steht die Erkenntnis: „Wie leicht Dinge zu Bruch gehen.“ Der Ritus erweist sich als fragil und zerbrechlich. Bezeichnenderweise hat Bernstein diesen Teil von „Mass“ „Fraction“ – eigentlich „Brotbrechung“ – genannt, wobei allerdings nicht das Brot gebrochen wird, sondern äußerlich der Kelch und damit im übertragenen Sinne der Ritus. Das wird deutlich, wenn sich der Zelebrant als der Hauptverantwortliche für den Ritus von eben diesem Ritus distanzieret mit Aussagen wie „Hey, findet ihr das nicht komisch!“ und „Gebt zu, dass das ein Spaß war“. Er stellt sogar sein Verhalten dem der Mitfeiernden gegenüber, indem er über sich selbst in der Rolle des Zelebranten sagt: „Ich habe mich falsch verhalten – / So ernst, so feierlich, / So steif wie eine Säule.“ Dem stellt er die Forderung der Mitfeiernden gegenüber: „Ihr hattet völlig Recht! / Es muss aufregend sein, / Es muss stark sein.“ Das Urteil

aus seinem Mund über den Ritus ist vernichtend, denn er wird als „mumbo jumbo“ enttarnt – eine Bezeichnung aus einem religiösen afrikanischen Tanzritual, das hier eine unverständliche Sprache und ein bedeutungsloses Rituale beschreiben soll. Am Ende versagen ihm die Worte: „Mi-se...mi... / Mi alone is only me... / But mi with so... / Me with s... mi...“ Bernstein selbst deutet diesen Moment so: „Auf dem Höhepunkt der Kommunion bricht die Zeremonie zusammen und die Messe ist zerschmettert. Jedem Individuum auf der Bühne bleibt es überlassen, einen neuen Glaubenskeim in sich selbst zu finden.“

Dem Zuschauer wird nach dem diesem dramatischen Höhepunkt eine Stille zugemutet, die Bernstein so deutet: "Ein Moment, in dem jeder versucht, sich selbst zu verstehen, und in seine eigene Seele blickt, um herauszufinden, was dort zerstört wurde. Kurzum: Jeder versucht, das Heilige wiederzufinden, das ihn emporheben könnte, das Wesentliche, das uns erst zu Menschen macht."

Eigentlich müsste man nun feststellen: Der Ritus ist gescheitert, das Hochgebet wurde nicht gesprochen, die Wandlung hat nicht stattgefunden. Demnach kann eigentlich keine Kommunion erfolgen. Doch die folgende, letzte Passage hat Bernstein dennoch mit „Pax: Communion“ überschrieben. Tatsächlich findet keine Kommunion im herkömmlichen Sinne statt. Leise stimmt ein Knabensopran den vom Anfang bekannten Gesang des „Lauda, Laude“ an. Weitere Stimmen gesellen sich hinzu; der Gesang ist anfänglich tastend und schwillt dann langsam an. Schließlich teilen alle den gemeinsamen Lobgesang. Was auf diese Weise zum Ausdruck kommt, kann auf das gedeutet werden, was Kommunion eigentlich meint: nicht bloß der äußere Empfang einer Hostie, sondern geteilte Gemeinschaft – ganz im Sinne des Begriffs „communio“, von dem sich die Bezeichnung „Kommunion“ ableitet: Gemeinschaft untereinander durch gemeinsame Teilhabe

an etwas anderem. Nach christlichem Verständnis konstituiert sich *communio* nicht durch einen freien Zusammenschluss, sondern durch die Teilhabe an Christus, wie sie sich eben in der Kommunion konkretisiert.

Diese dezidierte christliche Sichtweise ist freilich bei Bernstein nicht der Punkt. In seiner „Mass“ schließt sich aber der Kreis insofern, als nun die Gemeinschaft wieder in ein und demselben Vollzug, im gemeinsamen Tun, nämlich dem Lobgesang, vereint ist und sich neu findet. Aber das ist in „Mass“ erst nach der Brechung des Ritus möglich. Dies wird auch dadurch deutlich, dass der Zelebrant, der auf dem Höhepunkt des Lobgesangs wieder die Bühne betritt, erstens nun in ziviler Kleidung und nicht mehr in der des Liturgen erscheint und zweitens von den Sängern in den Lobgesang eingebunden wird und nicht mehr seinerseits (wie zu Anfang des Stückes) leitet. Er selbst ist nun offenbar in einer neuen Rolle.

Die Deutung dieses Geschehens bleibt offen und fällt auch unterschiedlich aus. Denkbar sind folgende Interpretationen:

- Alles ist zerbrochen. Die Menschen sind auf sich selbst zurückgeworfen und ohne Halt.
- Es handelt sich um eine reinigende Katastrophe, die die Menschen aus alten, starren Formen befreit.
- Es wird eine neue Authentizität jenseits nicht tragender Formen gewonnen.

In letztere Richtung könnte hinweisen, dass der Zelebrant mit dem Gruß „*Pax tecum*“ begrüßt wird: Der so drängend eingeforderte Friede, an dessen Nicht-Erfüllung der Ritus zerbrochen ist, kann nun zugesprochen werden.

Ausblick: Von „Mass“ für die „Messe“ lernen?

Die Frage, die bleibt, ist, ob sich aus diesen Beobachtungen Anregungen für die heutige Feier der Messe gewinnen lassen. Das ist tatsächlich eine offene Frage, weil Bernstein

erstes Interesse kaum darin besteht, Impulse für die Feierkultur der katholischen Eucharistie zu geben. Auch kann man einwenden, dass er sich auf die vorkonziliare Messfeier bezieht und noch nicht das nachkonziliare englische Messbuch „*Sacramentary*“ von 1974 rezipieren konnte. Dennoch setzt er sich in einer Weise mit einem liturgischen Ritus auseinander, die auf auch heute noch zu bedenkende Punkte hinweist, die über eine simplifizierende Ritus-Schelte hinausgehen, die Ritus mit Äußerlichkeit und Steifheit in eins setzt.

Ein wesentlicher Punkt, den Bernstein in „Mass“ eindrucksvoll in Szene setzt, besteht in der Erkenntnis, dass ein Ritus, der magisch verstanden wird, nicht trägt. Er wird vom Zelebranten selbst als „Mumbo Jumbo“ entlarvt – oder mit einem gebräuchlicheren Begriff ausgedrückt: als Hokuspokus. Damit wird umgangssprachlich beschrieben, wenn jemand Zaubertricks aufführt oder eine „Show abzieht“. Bezeichnend ist aber, dass es sich bei diesem Begriff um eine Verballhornung der lateinischen Einsetzungsworte „*Hic est enim corpus meum*“, also einer Formulierung aus dem liturgischen Ritus, handelt. Leider spiegelt das auch wieder, dass Liturgie, einschließlich der Messe, als eine Art Zauberei verstanden wurde. Damit der Zauber gelingt (Wandlung), muss der Zauberer (Priester) die Zauberformel (Ritus) sprechen. Entscheidend ist bei diesem magisch verkürzten Verständnis, dass der Ritus allein durch seinen Vollzug wirkt. Abgesehen von der Gefahr, dass der Eindruck entstehen könnte, man könne Gott durch den Ritus zum Handeln gewissermaßen zwingen, spielen die Mitfeiernden keinerlei Rolle. Das vorkonziliare Messbuch *Missale Romanum*, wie es seit dem Trienter Konzil bis zur von Papst Johannes XXIII. angestoßenen Liturgiereform gebräuchlich war, spiegelt genau diese Vorstellung wider.

Das Zweite Vatikanische Konzil setzt dem die viel zitierte „*participatio actuosa*“ entgegen. Dabei geht es keineswegs um eine vor allem äußere Betätigung (womöglich:

Beschäftigung) der Mitfeiernden, sondern um ein gewandeltes Liturgieverständnis: Gottesdienst wird nicht als ein zu applizierender Ritus verstanden, sondern als ein Dialog und Interagieren von Gott und Mensch: Gott selbst wendet sich in Wort und Sakrament den Gläubigen zu, die ihm im Gebet antworten. Die Rolle des Ritus ist, dem eine Form zu geben. Dabei regelt er nicht nur die äußeren Abläufe und dient der allgemeinen Feierlichkeit, sondern zeigt auch in der rituellen Inszenierung an, dass er hier eben nicht nur um menschliches Tun geht, sondern er will dem Handeln Gottes einen Raum eröffnen.

Wenn dies gelingt, dann wird Liturgie als authentisch erfahren – oder mit den schon zitierten Worten des Zelebranten in „Mass“: als „aufregend“ und „stark“. Die Anregung, die demnach von Bernsteins Stück für die Feier der Liturgie ausgehen könnte, zielt in keiner Weise auf die Abschaffung des Ritus, also der äußeren Formen der Gottesdienstfeier, sondern darauf, ihn mit Leben zu füllen. Mit Blick auf Bernsteins „Mass“ könnte dies in völliger Übereinstimmung mit dem theologischen Selbstverständnis der Liturgie bedeuten: Raum dafür zu geben, dass das Handeln Gottes in seiner ganzen Brisanz für die Menschen in heutigen Verhältnisse erlebbar werden kann – und sich letztlich erfüllt, was die Mitfeiernden in Bernsteins „Mass“ mit den bereits angeführten Worten einfordern: „Gib uns Frieden jetzt und einen Frieden, der hält“. Wo dies eingelöst wird, kann Gottesdienst zu einer „gefährlichen Erinnerung“ werden, die die ganze Brisanz des Heilshandelns Gottes aufscheinen lässt. Wo dies nicht gelingt, kann auch der Ritus nichts mehr retten – wie Bernsteins „Mass“ eindrücklich in Szene setzt.

Anmerkungen:

- 1 Alle Zitate von Bernstein: Leonard Bernstein Discusses His Mass With High Fidelity, in: High Fidelity And Musical America 22/2 (1972), 68–70.
- 2 Einen Hör- und Seheindruck vermittelt: <https://www.youtube.com/watch?v=RL96d-80DJR11:27:30-1:29:30>.

Literaturdienst

Hermann-Josef Frisch: Lieber Karl Marx – lieber Papst Franziskus. Ein Briefwechsel, Freiburg i. Br. 2018, 175 S., Euro 16,00, ISBN: 978-3451379772.

Das Jahr 2018 stand in Trier gänzlich unter dem Eindruck des 200sten Geburtstages von Karl Marx. Es gab Ausstellungen und eine Vielzahl an Veranstaltungen, die sich mit der Person, seinen Schriften und seiner Wirkung beschäftigen. Bereits im Vorfeld sorgte ein Geschenk aus China für große Aufregung: Eine überlebensgroße Statue des berühmten Sohnes der Stadt. Inzwischen ist die Statue aufgestellt und die Figur als solche fällt auch nicht weiter negativ auf, aber dass es sich um ein Geschenk der Volksrepublik China handelt, haftet der Figur weiterhin als Geschmäcke an.

Passend zum Jubiläumsjahr ist im Herder Verlag ein fiktiver Briefwechsel zwischen dem Geburtstagskind und Papst Franziskus erschienen. Er stammt vom Autor Pfarrer i. R. Hermann-Josef Frisch. Ein bemerkenswertes Gedankenspiel, dass sich Karl Marx und Papst Franziskus Briefe schreiben.

Der erdachte Dialog umfasst 21 Briefwechsel und bereits die Überschriften im Inhaltsverzeichnis (S. 6f.) geben zu erkennen, dass die grundlegenden Schlagworte, die man landläufig mit Karl Marx verbindet, thematisiert werden: „Wirtschaft“, „Geld“, „Klassenkampf“ oder „Religion als Opium des Volkes“.

Tatsächlich sind die Briefe lesefreundlich geschrieben. So umfasst ein Brief in der Regel zwei Doppelseiten und es wird eine leicht verständliche Sprache verwendet (hiervon müssen nur die Briefe, die sich mit der Philosophie von Georg Wilhelm Friedrich Hegel beschäftigen, ausgenommen werden, S. 128–135).

Zudem ist das Anliegen des Autors nachvollziehbar, wenn er mit dem Buch die Absicht verfolgt, die er Papst Franziskus in den Mund legt: „Doch ich [Papst Franziskus] bin der Ansicht, dass ein Meinungsaustausch gerade mit Menschen ganz anderer Herkunft, ganz anderer persönlicher Geschichte und vor allem mit ganz anderen Auffassungen nicht nur wichtig für ein friedliches Miteinander ist, sondern auch für eine kritische Sicht auf die eigene Stellung und die eigenen Vorstellungen“ (10). Angesichts der aktuellen weltpolitischen Lage wird dem wohl niemand widersprechen.

Zugegebenermaßen wird die Rezensentin aber von einer gewissen Skepsis umgetrieben: Diese bezieht sich zum einen auf den Umstand, dass

der Autor im Namen von zwei anderen Personen fiktive Briefe schreibt – in Bezug auf eine bereits lang verstorbene Person mag dies vorstellbar sein, in Bezug auf eine noch lebende Person schon eher befremdlich, in Bezug auf eine lebende und derart zentrale Gestalt der Zeitgeschichte wie Papst Franziskus wirkt es womöglich etwas anmaßend?

Dies wird beispielhaft deutlich an einer Aussage, die der Autor Papst Franziskus gleich zu Beginn im Kontext der Begründung des Briefwechsels in den Mund legt: „Niemand hat die Wahrheit gepachtet, wir sind alle auf der Suche und alle auf einem Weg“ (S. 10). Dazu passt dann die Formulierung aus dem Resümee zu den Briefen – auch wieder aus der Sicht Papst Franziskus': „Es bedarf um der Zukunft der Menschheit willen [...] viel mehr an Bereitschaft, auch andere Wege zu verstehen und zu tolerieren“. Aussagen in Bezug auf Wahrheit und Toleranz, die doch zumindest Fragezeichen aufwerfen. So zum Beispiel, ob Papst Franziskus mit Blick auf die Anwendung von Gewalt von Toleranz sprechen würde, die diesem Weg entgegenzubringen sei. Es lässt erahnen, welche Schwierigkeiten diese gewählte fiktive Briefform in fremdem Namen mit sich bringt.

Zum anderen steht die Frage im Raum, was den Autor als Theologen dazu qualifiziert, Briefe im Namen von Karl Marx zu schreiben. Diese Frage wird beispielhaft am Thema „Globalisierung“ deutlich. In den Dialogen wird suggeriert, dass Karl Marx erst durch Papst Franziskus von Globalisierung erfährt und daraufhin schließlich resümierend für sich erklärt: „Ich kann mich mit meiner Lehre nicht länger auf ein regional begrenztes Gebiet konzentrieren, sondern muss die Weite der Welt in den Blick nehmen, die wirtschaftliche, aber auch die geistige Globalisierung als gegeben ansehen“ (162). Allerdings schreibt Marx bereits im Manifest der Kommunistischen Partei: „Die Bourgeoisie hat durch die Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Land selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. [...] An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander“ (Engels, Friedrich; Marx, Karl, Manifest der Kommunistischen Partei,

Edited bei Sálvio M. Soares, Metalibri, 31. Okt. 2008, v1.0s, S. 37).

Abgesehen von einer solchen Untiefe, stellt sich die Frage nach dem positiven Erkenntnisgewinn. Wie bereits gesagt besteht dieser in einer Auffrischung der mit Marx verbundenen Schlagworte. Darüber hinaus kommen die beiden fiktiven Briefeschreiber zu dem Ergebnis, dass es bleibende Differenzen im Bereich Glaube an Gott und Religion per se, der Frage des Vorrangs von Individuum oder Gesellschaft, zum Thema Privateigentum sowie des Einsatzes von Gewalt im Zusammenhang eines gesellschaftlichen Umsturzes (vgl. 55f.) gebe. Eine gewisse Schnittmenge wird mit Blick auf die Befreiungstheologie konstatiert (vgl. S. 136ff.). Eine Verbundenheit bestehe hingegen in der gemeinsamen Kritik an den wirtschaftlichen Verhältnissen der jeweiligen Zeit (vgl. S. 10). Alles in allem also ein nicht allzu sehr überraschendes Ergebnis.

Befremdlich hingegen ist eine Bemerkung des Autors, die er Karl Marx in den Mund legt, in Bezug auf die Stellung des Individuums in der Gesellschaft:

„Natürlich bleibe ich [Karl Marx] bei meinen Grundsätzen, dass [...] der Einzelne sich in die Gesellschaft eingliedern muss und die ‚gesellschaftliche Harmonie‘ nicht stören darf, wie meine chinesischen Freunde sagen – deshalb geht man dort auch so scharf gegen alle Dissidenten vor“ (S. 161). Die Wendung „gesellschaftliche Harmonie“ verhöhnt zynisch das Schicksal der Menschen, die in der dortigen Diktatur für Menschenrechte eintreten und hinterlässt als unangemessene Seitenbemerkung einen faden Nachgeschmack, da der Autor Papst Franziskus dazu keine Antwort in den Mund legt. An dieser Stelle schließt sich wohl nur für die Rezensentin ein Kreis mit Blick auf die Karl Marx Statue in Trier, die ihr Geschmäcke als Geschenk der chinesischen Volksrepublik behalten wird.

Abschließend und zusammenfassend ist festzuhalten, dass es vermutlich reizvoller gewesen wäre, wenn zwei Autorinnen bzw. Autoren einen tatsächlichen Briefwechsel betrieben hätten, so zum Beispiel eine Theologin/ein Theologe und ein Experte/eine Expertin in Bezug auf Karl Marx. Und in dem Falle hätte der Theologe/die Theologin auch schlicht auf Meinungen des Papstes anhand seiner Enzykliken verweisen können bzw. diese miteinbeziehen (und diese dann auch zum direkten Nachlesen mit Belegen versehen) können, anstatt in seinem Namen zu schreiben. Zugegeben, die Aufmachung für das Buch wäre eine ganz andere gewesen, damit vermutlich weniger verkaufsfreundlich, aber an fachkundigem und fundiertem Inhalt interessierte Leser/innen würden es danken.

Nicole Hennecke

dreimal dogma

*d u und ich
o ffen für
g ott und
m ensch
a llezeit*

*d u bist der
o ffene weg-
g eleit ins
m ehr und
a lles*

*d er
o hnmacht ent-
g egen -
m achst du
a lles möglich*

Michael Lehmler

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Dr. Christiane Bongartz, Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen, Leonhardstraße 18-20, 52064 Aachen | Dipl.-Theol. Markus Roentgen., Erzbistum Köln - Generalvikariat, Hauptabteilung Seelsorge, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Prof. Dr. Michael Fischer, St. Franziskus-Stiftung Münster, St. Mauritius-Freiheit 46, 48145 Münster | PR Dietmar Jordan, Bistum Aachen, Eupener Straße 134, 52066 Aachen | Prof. Dr. Alexander Saberschinsky, Erzbistum Köln - Generalvikariat, Hauptabteilung Seelsorge, Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E